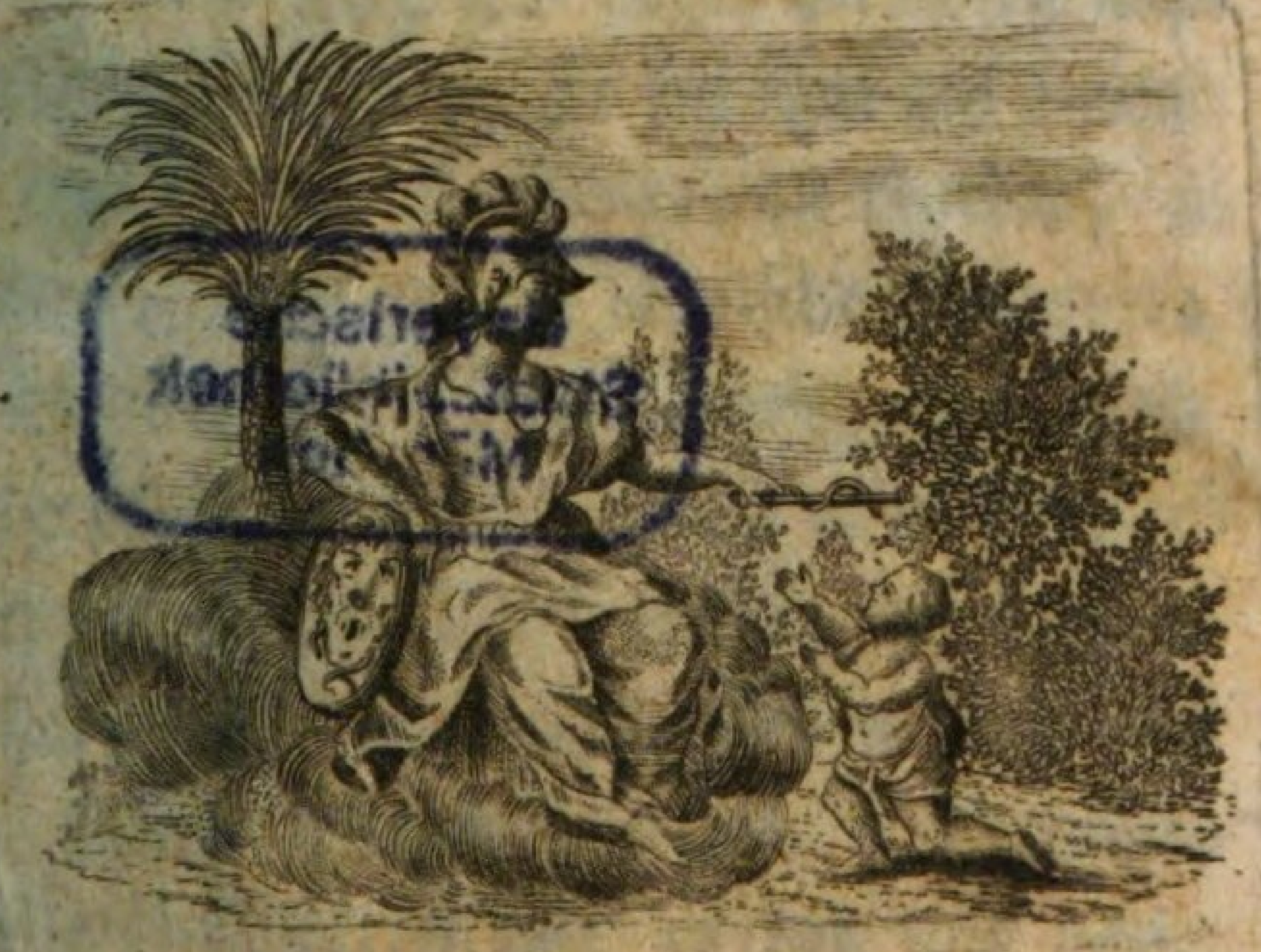
Der Kranke,

oder

die Geschichte

einer

guten Familie.



Drittes Bändchen.

Nürnberg,
bey Martin Jakob Bauer, 1775.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Num. 27.

Beynahe hätte dießmal der Leser das Blat einige Tage später bekommen. An mir wär' die Schuld nicht gelegen, sondern an einer wunderlichen Grille, die sich Matthäus in den Kopf setzte, und die ich ihm bey dem allen mit guten Gewissen nicht herausjagen konnte. Es fiel ihm auf einmal ein, eine kleine Wanderung zu machen, zu der ihn aber weder eine läppische Neugierde, noch Bedürfniß der Bewegung, noch Nahrungsgeschäfte antrieben; denn er wollte nach seinem väterlichen Dorfe reisen, die Gegend mit herzlicher Neigung ansehen und das Grab seiner Eltern besuchen. Tyranney und Gefühllosigkeit wär' es von mir gewesen, wenn ich ihn in dieser Wallfahrt verhindert hätte. „Reis' hin in Gott's Namen!" – sagt ich zu ihm, als er mir sein Vorhaben entdeckte. Und hätt' ich noch die

leichten Füsse, die ich vor zwanzig Jahren gehabt habe: so wär ich mit ihm gezogen und hätte meine Augen und meine Seele geweidet an all' den herrlichen Wundern der grossen ländlichen Natur, neben welcher unser leidiger Stadtprunk wie ein kleines grinsendes Aeffchen neben einem gesunden Menschen, der das Modell zu einem jungen Herkules abgeben könnte, dasteht. –

Unser Matthäus zog also fort, und ich begleitete ihn mit meiner Einbildungskraft durch alle diejenigen Skenen, von denen ich wußte, daß sie einen lebhaften Eindruck auf sein Gefühl machen würden. Ich konnte mir leicht vorstellen, wo Matthäus mit seinen Blicken gierig hinfliegen, wo er sie etwas länger hinheften, wo er lächeln und wo er eine halbe Thräne aus seinem Augwinkel wischen würde. Man mag sagen, was man will – Derjenige Ort, wo wir gebohren worden, wo wir die ersten Träume der glücklichen Kindheit träumten, wo wir so viele tausend kindische und unschuldige Freuden

ge-

genossen, wo beynahe kein Gegenstand ist, der mit einer unangenehmen Nebenerinnerung vergesellschaftet wäre – ein solcher Ort hat für einen jeden Menschen, der nicht ganz ohne Gefühl ist, etwas sehr anzügliches. Je länger wir von einem solchen Orte entfernt gewesen, desto theurer ist er uns beym ersten Wiedersehen. Ich kann sagen, daß ich mir sonst beym Spaziergehen allezeit diejenigen Stätten mit herzlichem Vergnügen bemerkt und gesucht habe, bey denen ich mich eines Auftrittes aus meiner Knabenzeit erinnern konnte – Die Hecke, z. E. wo ich Mayenkäfer schüttelte – die krummgewachsene Linde, auf der ich meinen ersten Versuch im Klettern machte, die Ruinen eines alten Gebäudes, zwischen welchen sich das Regenwasser sammelte, und das ich mir bald als das schwarze, bald als das weiße Meer vorstellte, und mit einer Flotte von ausgehöhlten Rinden bedeckte u. s. w.

Da mir nun Matthäus bey der Zurückkunft von seiner Wallfahrt viel, recht viel

 aus

aus seinem Herz heraus erzählte, weil er in diesen drey Tagen vielleicht auch mehr gesehen hatte, als der junge Herr, der von Böhmen biß Paris reißt: so ist mir selbst der Kopf noch so voll davon, daß ich beynahe Lust habe, selbst etwas von dieser Reisebeschreibung zu erzählen. Ich hätt' ihn gern selbst erzählen lassen; allein er möchte zu weitläuftig werden und Sachen erzählen, die wohl ihn, aber die wenigsten Leser interessirten.

Er machte seine Reise zu Fuß, um, wie er sagte, nach Herzenslust reisen zu können; denn ein Kutscher fährt mich wohl die gerade Strasse fort, auf der es immer am wenigsten zu beobachten gibt; (ich glaube diese Bemerkung läßt sich auch aufs menschliche Leben anwenden) aber wenn mir ein Hügel auf der Seite liegt, von dem ich, so zu sagen, eine etliche Meilen grosse Gallerie der Natur übersehen kann — oder ein dunkles Gebüsche, in dem sich eben eine Bande Waldvögel zu einem Koncerte versammelt

ha-

haben — so fährt er mich nicht hin. Er meinte weiter: (wenn er zu Fuß reiste) so könnt' er auf dem Wege hundert gute Bekanntschaften machen, da er, in einem Wagen, außer seinem Kutscher sonst niemand hätte, mit dem er sich die Zeit verplaudern könnte. — Dieser letztere Vortheil einer Reise zu Fuß wurde ihm auch würklich zu Theil.

Der erste, der ihm auf dem Wege aufstieß, war ein junger Mann, dessen runde Parücke und schwarz ausgemachter Flausrock den geistlichen Stand zu verrathen schienen. Matthäus macht leicht Bekanntschaften, und der Fremde war auch eine von den Seelen, die sich gern gegen jedermann aufschliessen. Er ist Vikar bey einem alten Landgeistlichen und wurde von dem Superintendenten in die Stadt beruffen, um sich wegen Verdachts der Heterodoxie in Augenschein zu nehmen, und durch fromme Seufzer und heilige Flüche zurechte weisen zu lassen. Die Anklage gründete sich auf folgende Punkte: 1) daß er sich gegen den Schulmeister verlauten lassen,

sen, daß nicht, wie es in der Uebersetzung heißt, eine Quelle im Eselskinnbacken, sondern in Lechi entstanden; 2) daß er den Sebaldus Nothanker nicht nur öffentlich in einem Buchladen gekauft, sondern auch gelesen und sogar desselben gegen einen Herrn Konfrater mit Beyfall gedacht habe; 3) daß er einem reformirten Werber, der in seinem Dorfe starb, nicht nur eine Leichenpredigt gehalten, sondern ihn auch mitten unter die Lutheraner auf dem Kirchhof begraben habe. – Das Gespräch, welches der Vikar und Matthäus darüber führten, müßte sich nicht übel lesen lassen, wenn ich im Stand wäre, dasselbige von Wort zu Wort herzusetzen. Matthäus ist aber wirklich damit beschäftiget, es, durch Hülfe seines guten Gedächtnisses, zu Papier zu bringen; und wenn ichs anders den übrigen Umständen gemäß halte, so laß ich's mit der Zeit vielleicht abdrucken.

Matthäus war mit dem Vikar ungefähr eine Meile fortgeschlendert – denn sie sollen nicht

nicht viel vom Flecke gekommen seyn, weil sie in der Hitze des Gesprächs immer stehen blieben, und Matthäus oft mit den Füssen auf die Wurzeln stampfte, daß der Wald hallte – als sie sich trennten. Der gute Vikar sollte dem Matthäus versprechen, uns, so bald er in die Stadt käme, zu besuchen; allein er machte ihm schlechte Hofnung dazu, „weil einem Mann von seiner Art, wie er sagte, gewisse Winde in der Stadt gar kontrair wären."

Kaum war Matthäus eine Viertelstunde allein fortgewandelt, als ihm der Anblick eines alten Mannes mit schneeweisen Haaren, der unter einer schattigten Buche, nicht sowohl in der Stellung eines ruhenden, als vielmehr eines ganz entkräfteten Pilgrimms, da lag, still stehen hieß. Der Wind wehte ihm einen Theil seiner weisen Silberhaare, über die Knochen seines eingefallenen Gesichtes, das auf einer hervorragenden Wurzel ruhte. Sein krummer Rücken machte zwischen seiner Brust und seinem Unterleib eine ziemliche Hölung, in der

seine Hände übereinander gefaltet ruhten. Neben ihm lag sein Stecken und ein Zwerchsack. Man kann sich leicht vorstellen, daß Matthäus nicht wie der Levite vorübergieng. Er redete den Alten an, der ihm mit heischerer Stimme erzählte: „daß er von seinem gnädigen Herrn käme, der ihm seine Hütte hätte verkaufen lassen, weil er seit zwey Jahren die Steuern schuldig geblieben wäre, die er ein und funfzig Jahr lang, treu und ehrlich bezahlt hätte. Arbeiten könnt' er jetzt nicht mehr; denn er hätte acht und siebenzig Jahre im Schweiß seines Angesichts sein Brod geessen, und wäre jezt ganz entkräftet und gelähmt — wenn ihm also nur der liebe Gott die Gnad' erweisen thäte und ihm unter diesem schattigten Baum da sterben ließ'." Indem ihm Matthäus Trost und Hülfe versprach, ehe er noch selbst wußte, ob und wie? er sie ihm leisten könnte, entdeckte er, daß es ein Landsmann von ihm, und zwar der alte Kunz wäre, der ihm so oft vom Türkenkrieg und von den Pomeranzenwäldern in Welschland erzählt hatte. Es

war

war ihm um nichts mehr bang, als wie er den kraftlosen Greisen, ehe er gar unter dem Baum da verschmachtete, nach seinem Dorfe bringen möchte; denn das übrige wäre seiner Meinung nach ohnehin schon richtig. Jetzt bereute er's zum erstenmal, daß er zu Fuß gieng.

„Halt, Schwager! – Sollst ein gut Trankgeld haben!" – Der Postillion hielt. Der Passagier, der bloß zu seiner Bequemlichkeit vier Geschöpfe – einen Menschen und drey Pferde, abjagte, befahl dem Schwager, er sollte in's Teufelsnamen fortfahren. „Und er soll in Gottesnamen halten" sagte Matthäus, indem er mit der linken Hand dem Pferd an den Zügel grief und mit der rechten dem Postillion einen ganzen Gulden in die Hand steckte.

Der Gulden war zu schwer und die Pferde blieben also stehen. „Ich hoffe, daß sie als ein Mensch, so viel christliche Liebe und Mitleid für einen kraftlosen Greis, den seine

ne Füße nicht mehr weiter tragen wollen, haben, und ihn nur bis ins nächste Dorf in ihrem leeren Wagen mitnehmen werden.“ Dieß sagte Matthäus; und der Passagier, der ein Kaufmannsbursch war, und, mit dem seinem Herrn gestohlenen Gelde eine berühmte Wirthstochter in einem benachbarten Städtchen erobern wollte, gab ihm eine so trotzige, gefühlose und unmenschliche Antwort, daß selbst der Postillion, der zu allem Glück der Sohn des Postmeisters selbst war, ihm seine unchristliche Denkungsart verwies. Was vorhero Matthäus durch freundliche Worte zu erbitten suchte, das forderte er iezt mit Gewalt. Ich weis nicht: war's der Gulden oder wars menschliches Gefühl, das den Postillion nöthigte, mit dem Matthäus Parthey zu machen. – Genug – nach einigen Flüchen und Schimpfworten, lag der Kaufmannsbursche mit samt seinen mooreenen Hosen, betrübt und besudelt am Weege, und der alte Kunz, den Matthäus schnell aufgehoben und in den Wagen gesetzt hatte, saß mit seinem Vertheidiger auf dem Platz

des

des Vertriebenen. So bald sich aber dieser von der Erde aufgerafft hatte, fieng auch sogleich das Temperirpulver, das ihm Matthäus gegeben hatte, an, seine Würkung zu thun — Er sagte vieles zu seiner Entschuldigung: er könnte, z. E. neben keinem Kranken sitzen — er hätte geglaubt, es wäre ein Betrunkner u. s. w. Er stieg wieder in den Wagen, setzte sich ruckwärts und brachte den noch übrigen Weg damit zu, daß er seine Kleider reinigte, sich mit wohlriechenden Wasser beträufte, und besonders einen kleinen Spiegel über seine Frisur und die Schleife seiner weisen Halsbinde zu Rathe zog. In dem nächsten Dorf stieg Matthäus mit seinem Kunz aus, miethete einen Wagen und ließ den Passagier weiter ziehen, der sich ihm zur Freundschaft empfahl.

Wie sich Matthäus beym Anblick seines Dorfes erfreut, wie ihm da sein Herz geschlagen und wie ihm bald Erinnerung, bald Dank und bald Zärtlichkeit belebt hat, kann ich nicht beschreiben und ich weis, daß er's selbst

nicht im Stand' wäre. Die Hecken und Gebüsche, von welchen sein Vater das Reisig schnitt – die Felder, wo er mit seiner Mutter zwischen den rauhen Stoppeln Aehren las, der Holzbirnbaum, der ihn so oft mit seinen sauern Früchten sättigte, eine jede Bauernhütte, vornehmlich aber diejenige, in der seine Eltern wohnten, starrte er mit mehr als Aufmersamkeit – mit Empfindung an. Die Leute im Dorf hatten sich alle verändert – die Männer und Weiber hatten Runzeln und graue Haare bekommen – seine Spielkammeraden waren nervichte Knechte und – was ihm beynahe irre gemacht hätte, die grauen bemoosten Strohdächer hatten sich in rothe Ziegeldächer verwandelt. Er sagt: dieß hätte ihn geärgert; denn mit der Idee eines grauen Strohdachs wäre in seiner Seele immer die Vorstellung der ländlichen Einfalt, Niedrigkeit und Ruhe verbunden gewesen, da er sich hingegen bey einem steinernen Dache immer etwas Schweres und Drückendes vorstellen müßte.

Da

Da er sich seiner våterlichen Hůtte nåher-te, und die kleinen Nußbåume, die sein Va-ter hinten am Zaune gepflanzt hatte, als große mannhafte Båume dastehen sah, wußt' er sich vor Freude gar nicht zu fassen; er sah' sie starr an, blieb stehen, schnalzte mit den Fingern und murmelte fůr sich selbst etwas her, das dem neuen Bewohner der Hůtte, der mit gebůckten Kopfe aus dem kleinen Fen-ster heraus sah, so wunderlich vorkam, daß er ihn, wie er nachgehends sagte, fůr ei-nen Franzosen hielt. Er sezte sich zuerst mit vollem gerůhrten Herzen auf den Stein an der Thůre hin, an dem gemeiniglich die Werckstatt seines Vaters war, und wo er so viele Stunden arm und zufrieden, außer wenn ihm der Hunger plagte, herumkroch. Der Bewohner der Hůtte kam mit einiger Be-fremdung heraus und fragte ihn: was er da wolle. Nach dem Matthåus ihm die Sache, so gut sichs in der Geschwindigkeit thun ließ, erklårte und gebetten hatte, ihm ein Nacht-quartier zu geben: so gaben sie einander die Hånde und giengen in die Hůtte hinein.

Die Fortsetzung folgt.

Gespräch.

Hans und Peter.

H. Denk, Peter, denke nur! — die Welt ist kugelrund,
P. Du Narr! — H. Nur nit viel Narr! Hab's aus des Pfarrers Mund;
Der lügt wohl nit? P. Kann seyn! — doch wie kann ers denn wissen?
H. Aus Büchern. P. Hm! ich hab doch auch manch's Buch zerrissen
d'Postill, 'n Habermann, das G'sangbuch — und es stund
In keinem nit ein Wort, daß unsre Welt ist rund.

Num. 28.

Fortsetzung des vorigen.

Es war eben Feyertag. Alles im Dorfe war munter und zufrieden und es schien, als wenn alles mit dem Schweiß der mühseeligen Woche sich auch die ganze Last des drückenden Standes weggewischt hätte. Die Hofnung dieses ruhigen Tags hatte vielleicht schon dem arbeitsamen Mann die Strappazen einer ganzen Woche leicht gemacht. Ihm pfief der unverdrossene Jüngling am schwülen Abend entgegen, und der Tanz, der heute gemacht wird, stärkte das geplagte Mädchen, so oft sie unter einer centnerschweren Last Gras nach Haus kroch. Ist eine Freude billig und wohlverdient: so ist es die Freude des Landmanns an einem Feyertag. Man muß eine unempfindliche Seele haben, wenn man ihm diese Freude mißgönnen will, und man muß die Mühseeligkeiten seines Standes nicht kennen, wenn man sie ihm verbieten kann.

Da meinen oft die grossen Herren wunder! was sie für ein gutes Werke thun, wenn sie die Handvoll Feyertäge aus dem Kalender hinausdrängen lassen. Lieber Gott! wenn sie doch bedächten, daß sie dadurch den armen geplagten Unterthanen den Kern des ganzen Jahrs raubten, und ihm dafür nichts als den harten Kern zurückließen! glaub's wohl, daß den grossen und vornehmen Leuten nichts an der Ausrottung der Feyertäge gelegen ist; weil bey ihnen das ganze Jahr ein Feyertag ist. Der Grosse kann's geschehen lassen, weil ihm dadurch mehr gefrohnt und gesteuert werden kann; der Geistliche, weil ihm jährlich dadurch einige Predigten erspart werden; der Philosoph, weil weder ein Feyertag noch ein Sabbath in seinem Kalender steht – aber der arme Landmann, der an diesen Tagen ausruhen und sich freuen konnte, sieht mit traurigen Blicken in den schwarzen Kalender, in dem er sonst so oft mit inniger Freude die rothen Tage betrachtete. Wenn der Knabe, der sich ihrer noch etlichemal freuen konnte, es

einst seinen Enkeln erzählen wird, daß eine Zeit gewesen, in der so viel gute Täge waren: so werden sie oft in der Stille unter der drükenden Last ihrer Arbeit den Mann verwünschen, der ihnen diese guten Tage genommen hat. Nein! so viel weiß ich sicher – wenn ich ein grosser Herr wär', so müßten mir die Feyertage im Kalender stehen bleiben, wie sie stehen – und wenn mich darüber alle Staatsmänner für einen Einfaltspinsel hielten. Dafür würden mich meine Unterthanen recht lieb haben. Mögen sie doch immer mit ihrer Finanzweisheit am Volke saugen, so lang sie wollen; endlich wird's doch schwindsüchtig; und nach meiner geringen Meinung ist nichts elenderes unter der Sonnen, als über ein solches Volk zu herrschen *).

Da bin ich nun freilich wieder ziemlich ausgeglitten; aber wenn mir so etwas auf dem Wege begegnet: so kann ich unmöglich

*) Man wird leicht sehen, daß hier nicht von der Abschaffung der überflüßigen Feyertäge, wie z. E. in katholischen Ländern, die Rede ist.

nur so vorbeygehen, ohne mich kurz oder lang dabey aufzuhalten. Schriftstellern von meiner Art, denk' ich, kann man es verzeihen. Wir sind keine Reisende, die gerade an diesen oder jenen bestimmten Ort hinwollen; sondern wir machen nur bloß willkührliche Spatziergänge, bald rechts in einem Wald, oder links an eine Quelle, oder vor uns hin in ein Thal. Und da machen's oft jene nicht besser — wohl weit ärger, als wir. Mancher hat ein ungeheures Buch über einen solchen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß zusammengearbeitet, der seiner Natur nach ungefähr einen Bogen füllen würde. Weil es aber eine Zeit gab, wo's rühmlich und ehrenhaft war, aus vierhundert und neun und neunzig Büchern das fünfhunderteste zusammen zu schreiben — gerade, so wie man in denselbigen Zeiten Decken, die aus tausend vielfärbigen Lappen, ohne Wahl und Geschmack, zusammengenäht waren, für schön hielt: so darf man es den Männern, die das thaten, nicht verübeln.

Es war also Feyertag, da Matthäus sein väterliches Dorf besuchte. Die Hälfte des Dorfs hatte sich im Wirthshause versammelt, um nach der einfältigen Musik einer schnarrenden Violin und eines verstimmten Cimbals, zu tanzen, oder, trotz den besten Edelleuten, über die Pferde und Ochsen des Dorfs bey einem gemeinschaftlichen Krug Bier zu plaudern. Die andre Hälfte war entweder auf benachbarte Kirchweihen zu ihren Verwandten gewallfahrtet, oder saßen in einer stolzen Ruhe unter den Linden und Nußbäumen, die hie und da im Dorfe ihren wohlthätigen Schatten verbreiteten.

Nachdem sich Matthäus bey diesem oder jenem Gegenstande mit einer empfindsamen Erinnerung geweidet hatte: so gieng er geraden Wegs ins Wirthshauß, an dessen Fenstern eine Menge Jungen und Mädchen hiengen, um den lauten Tanz, nach dem ihre Seelen bereits lüstern waren, beobachten zu können. Er sezte sich nieder und wurde theils wegen des Gewühls, theils wegen

der ländlichen Unaufmerksamkeit lange nicht bemerkt, ob er gleich noch viele bekannte Gesichter entdeckte. Doch endlich sagte ein bejahrter Mann, der neben ihm saß, und ihn lange aufmerksam angegafft hatte, zu ihm: "Herr! ihn sollt' ich kennen? - Nehm' er mirs nicht übel, ist er nicht der Besen Matthes?" – Obs ihm gleich nun, wie dem jungen Töffel gieng, so war er doch von keinem so einfältigen Stolz aufgeblasen, daß er's dem alten Bauer verläugnet hätte – zumal da er ein gutherziger Mann war, der seinen Eltern manche Wurst, und ihm manches Stück Brod geschenkt hatte. Nach einem treuherzigen Händedrücken, wurde die Freude auf beyden Gesichten recht sichtbar, und die halbe Stube war in kurzer Zeit damit beschäftiget, den Matthäus anzugaffen. Sie mochten einander vieles treuherzig erzählt haben, als sich Matthäus von ihnen beurlaubte, nachdem er ihnen vorher ein paar Bouteillen Wein, so gut man ihn eben im Keller des Wirths haben konnte, hatte einschenken lassen.

So viel er erfahren, war der alte Pfarrer des Kirchspiels gestorben, und sein ältester Sohn, der auf einer benachbarten Universität zwey Jahre gegessen und getrunken, auch über die ersten Paragraphen einer scholastischen Dogmatik den Professor etwas sagen gehört hatte, war ihm würdiger Weise im Kirchenregiment nachgefolgt. Alle Bauern gaben ihm das gute Zeugnis, daß er sich auf die Mastung der Schweine, auf die Zubereitung des Flachses und besonders auf das Seifensieden so gut, als irgend ein Pachter im Lande, verstünde. Auch zum Prediger soll er eine sehr gute Stimme haben. – Der Amtmann wurde zum Trost aller Bauern zur Ruhe gesetzt, und hält sich in der Nähe bey seiner Tochter auf, die einen Zöllner, der aus einem berühmten Zuchthaus in Franken entsprungen war, zum hochgebietenden Gemahl hatte.

Es war schon Abend, da er auf den stillen Kirchhof gieng und seiner Eltern Grab suchte. Er mußte es im eigentlichen Verstan-

stande suchen; denn es machte kein Stein ihrer Asche die Erde schwer,*) und die neugepflanzten Aepfel – und Birnbäume machten ihm die alte Stelle noch unkenntlicher. Der Todengräber, ein alter eisgrauer Bekannter, kam dazu und zeigte ihm vermög seines außerordentlichen Gedächtnisses die Stelle, wo die Gebeine seiner Eltern ruhten. Ein Apfelbaum, mit breiten herunterhangenden Aesten, wölbte eine natürliche Laube darüber, unter die sich Matthäus voll Empfindung hinsezte und weinte. Wenn er eine Dichtergabe hätte: so würde er ohne Zweifel diese Empfindungen in einer Elegie ausgedruckt haben, die vielleicht so sanft und rührend wäre, als die Elegie der Lotte bey Werthers Grabe, die ich dieser Tagen mit recht innigem Vergnügen gelesen habe. – Obgleich hohes Gras über dem Grab stund, und oben in den Bäumen sanft die Abendluft rauschte: so wünschte doch Matthäus einige Blumen herumgepflanzt.

*) Sit tibi terra levis! – Dieß war ein Wunsch der Römer.

pflanzt zu sehen. Ein Wunsch, der vielleicht so altväterisch nicht ist, als er manchen vorkommen wird. Unter andern alten Gewohnheiten, die, ich weis nicht, aus welchen Gründen, verdrängt worden sind, war mir der Gebrauch, an gewissen Tägen die Gräber der Vorfahren mit Blumen zu bestreuen, oder auch Blumen herumzupflanzen, sehr ehrwürdig. Man erinnerte sich dabey, wenigstens einmal des Jahrs, der schlafenden Todten, die jezt größtentheils unbesucht und vergessen daliegen. Thut es in der Fiktion, in Gedichten, eine vortrefliche rührende Würkung – warum will man sie denn in der würklichen Natur versäumen? Wie sehr gefällt es uns nicht, wenn der Bauer in dem bekannten Klagliede auf Hannchens Tode sagt:

Ich will ihr Grab mit Majoran
Und Maaslieb übersäen;
Ein schwarzes Kreuz mit Versen dran
Soll in der Mitte stehen.

Oder:

In jeder Predigt sitz ich dann
Dem Kranze gegen über
Seh ihn mit nassen Augen an
Und härme mich darüber.

Das Mädchen von Frankfurt, eine Romanze.

Zu Frankfurt an der Oder war,
Die Chronik hats verzeichnet,
Ein Mädchen, das war schön und zart –
Nun hört, was sich eräugnet.

Das Mädchen, das war schön und zart,
Was konnt ihr dieses nützen?
Sie sey wie Venus; ohne Geld
Bleibt sie euch ewig sitzen.

Das Engelskind! – was kriegt sie mit?
So riefen alle Freyer!
„Nichts!" – Jeder bückte sich und seufzt:
Die Zeiten sind iezt theuer.

Man sagt, dem Mädchen gieng das nah –
„Warum nicht gar? Ich dachte!"
Nun, seyd nur gut, ihr Schönen! Nein,
Daß ich euch böse machte!

Da nähm ich nicht die halbe Welt,
Ich mag die Wahrheit leiden.
Dem Mädchen also giengs nicht nah,
Daß sie die Freier meiden.

Von Unmuth und von Gram erfüllt,
(Warum? Darf ich nicht sagen)
Legt sie sich nieder, durch den Schlaf
Die Grillen zu verjagen.

Kaum that sie das, da naht sich ihr
Ein Herrchen, wie gedrechselt,
Gallant und fein; man hätt ihn leicht
Mit dem Adon verwechselt.

Dem Mädchen mindstens schien er so,
Warum sollt ihr erfahren,
Der Grundsatz gilt: Mit Gold und Pracht,
Muß Schönheit stets sich paaren.

So reizend nahte sich Merkur
Einst nicht der schönen Herse.
Mit Anstand grief er nach der Tasch'
Und zog euch eine Börse

Hervor, die war voll rothen Golds;
Man kann nichts süssers hören,
Als ihren Klang – dem Mädchen tönts,
Wie Harmonie der Sphären.

Sieh, Kind, sprach er, das will ich
dir,
Und zehnmal mehr noch geben!
Getrautest du dich wol mit mir,
Was meinst du, he? zu leben.

„Sie spassen, gnädger Herr!“ – Was
Spaß!
Sprich, wärs nach deinem Sinn?
Das Mädchen züchtiglich und leis
Sprach: Ihre Dienerin!

Nun topp', mein Schatz! das wär
schon gut,
Doch eins muß ich noch sagen,
Wenn du erfähreſt, wer ich bin,
Willst du dich nicht beklagen?

Das Mädchen stutzt; doch denket sie:
Ein Herr so reich, wie dieser,
Der ist zum mindesten Baron,
Ja, ia, nichts ist gewisser.

Und wär ers nicht, und wär er auch
Der Henker selbst: Dukaten
Und ein Figürchen, so wie dieß,
Die heilen allen Schaden.

Traun nicht! spricht sie, sie sind ja reich,
Sehr vornehm ohne Zweifel.
Doch darf ichs wissen, wer es ist,
Der mich beglückt? – Der Teufel!

Brüllt er und schneidet ein Gesicht,
Als wollt er sie gleich fressen.
Der Himmel steh mir bey! ruft sie,
Das hätt ich nicht ermessen.

Ermessen oder nicht, du hast
Dich einmal mir versprochen,
Und was man mir verspricht, das wird
So leichtlich nicht gebrochen.

Geld sollst du haben gnug! doch sonst
Kann ich vor nichts dir stehen.
Ein reicher Mann bin ich; das war
Ja stets dein ewigs Flehen.

So mußte sich das arme Kind
Dem Bösen nun ergeben,
Und mit Sir Jak von Pferdefus
Hier und dort ewig leben.

Das dumme Märchen! denket ihr,
Kann man sichs toller träumen!
Sie haben recht; ich hätte wol
Was klügers können reimen.

Ein kleiner Zeitvertreib, sonst nichts –
„Nun, das läßt sich noch hören!
„Wir dachten gar, er wollte noch
„Moralisch seyn und lehren."

Behüte! nein, das bleibet wahr:
Auf Geld muß man bey Ehen,
Auf Geld allein (der ist ein Thor,
Der anders denket) sehen.

Klarissen oder Stella selbst
Ihr Herrn müßt ihr verachten,
Sonst werd't ihr ausgezischt, und nur
Nach guter Mitgift trachten.

Und kömmt der Böse selbst, wie hier,
Mit Geld und will euch freien;
Ihr Schönen! schlaget ein, und laßt
Des Kaufs euch nicht gereuen.

Num. 29.

Etwas aus einer Unterredung mit Lorchen.

Ob man sich gleich in meinem Hauße nicht viel mit Afterreden abgiebt und von einem jeden Nachbar ein Duzend Histörchen zu erzählen weiß: so kamen wir doch neulich, ich weiß selbst nicht wie, auf ein gewisses Frauenzimmer zu reden, das eine sehr unglückliche Ehe führt. Ich sah's meinem Lorchen sogleich an, daß es ihr an's Herz drang, und ein gewisser Tiefsinn, den ich noch einige Stunden nachher an ihr bemerkte, lies mich vermuthen, daß der Ehestand bey ihr überhaupts in einem nicht gar zu guten Kredit müsse gesezt worden seyn. Weil ich aber nun dieses nicht gern haben wollte: so ließ ich mich mit ihr in ein langes Gespräch ein, worinnen ich ihr, so gut ichs' konnte, meine Meinung von den Vorzügen des ehelichen und ledigen Standes der

Frauenzimmer entdeckte. Es mochte ungefähr von folgendem Inhalt gewesen seyn.

Liebes Lorchen! sagt' ich, du weißt es, daß auf dieser Welt jeder Stand so gut seine Leiden, als seine Freuden hat. Im Grunde sind sie immer einerley; nur ihre Kleider sind von verschiedener Farbe und Zuschnitt. Das Kind freut sich, wenn ihm die Mama eine neue Puppe schenkt, und wenn der Naturaliensammler eine seltene Muschel – der Litterator ein unbrauchbares Buch – der Patriotiker eine der Vergessenheit würdige Leichenpredigt bekommt, so freut er sich eben auch. Nimm den kleinen und den grossen Kindern ihre Puppen: so werden sie weinen oder hinter den Ohren krazen. Und deswegen ist es sehr gut, wenn man sich bey Zeiten gewöhnt, aus diesem Gesichtspunkte alle die verschiedenen Wege zu betrachten, die wir heut oder morgen gehen müssen. Geht gleich der eine ein bißchen steil über Gebürge hin – nun! so muß man denken, daß in der Höhe eine gesunde Luft, eine herrliche Aussicht u. d. g. zu haben

ben ist. Krümmt er sich im Thal durchs Gebüsch und durch Felsenwände hin – nun! so ists' da hübsch kühl und schattigt.

Eben so mußt du nun, liebes Lorchen, vom ledigen Stande und von der Ehe denken. Beyde haben ihre Freuden, so gut, wie ihre Leiden, ihre Beschwerden so gut, wie ihre Vergnügungen.

Ein lediges Mädchen weis freylich von hundert kleinen Kümmernißen und Beschwerden, die einer Frau auf allen Schritten nachschleichen, nicht eine Sylbe. Wenn ihr Herz noch nicht verderbt und ihre Unschuld noch in der Blüthe ist: so kann sie sich eine nicht geringe Menge von unschuldigen Freuden sammeln, die von keinen unangenehmen oder gefährlichen Folgen begleitet sind. Von Sorgen, im eigentlichen Verstande, ist ihr Stand so frey, als irgend einer unter der Sonne. Sie hat in diesem Stücke viel vor dem Jünglinge voraus, der gemeiniglich in diesem Zeitpunkte alle Kräfte seiner Thätig-

keit anstrengen, bald laviren, bald alle Segel anspannen und ungewiß oft zwischen Himmel und Wasser herumschwimmen muß. Ich geb's freilich zu, daß auch viele Mädchen in diesem Stücke mit den Jünglingen einerley Schicksal haben: aber gemeiniglich durch ihre eigene Schuld. Es sind dieses die ungeduldigen Geschöpfe, die von ihrer ganzen Bestimmung weiter nichts, als die Verehligung kennen, nur immer nach einem Mann herumgaffen und von dem klugen Harren, das in dieser Angelegenheit dem Frauenzimmer eine heilige Pflicht seyn sollte, nichts wissen wollen, und sich nicht selten durch eben diese sehnsuchtsvolle Zuthätigkeit bey vernünftigen Mannspersonen herabwürdigen. Ich glaub' wohl, daß sie's manchmal so böse nicht damit meinen; es ist oft mehr naive Offenherzigkeit als Koqueterie. Wenn ich aber zu befürchten hätte, daß du meine liebe Tochter zu dieser Schwachheit geneigt wärest: so müste ich dir's zu deiner Betrübniß sagen, daß du nicht leicht einen würdigern Mann bekommen würdest. Merk' dir's aber wohl, daß

ich

ich der Ziererey und Sprödigkeit deswegen gar nicht das Wort rede; denn diese halte ich noch für weit abgeschmacktere Eigenschaften, als jene.

Wenn also gleich in dieser Absicht das Schicksal eines ledigen Frauenzimmers weit sorgenloser und ruhiger zu seyn scheinet, als eines verheyratheten – wenn gleich oft in diesem Betracht manche geplagte und kummervolle Frau mit neidischen Blicken auf die heitern Tage ihrer Freyheit zurück sieht – und oft in der Stille zurück seufzt: so haben doch eben diese zurückgeseufzten und beneideten Tage auch immer ihren beschiedenen Theil von Sorgen und Beschwerden. Ist ein Mädchen schön und artig: so hat sie genug zu thun, sich der Feinde, die sie auf allen Seiten umgeben, zu erwehren. Der Verführer lauert auf sie, wie der Geyer auf die Taube. Er geht nicht immer in seinem natürlichen Kleide, das Furcht und Verachtung einflößt, einher. Er weiß sich unter tausend Larven zu verstecken, damit er bald un-

unter dieser, bald unter jener gefalle. Sorgenlos darf in diesem Falle ein Mädchen nicht seyn, sonst ist sie früh oder spät verlohren. Und eben diese unruhige Vorsicht, die einem Frauenzimmer gegen eine jede Mannsperson, die sie nicht genau kennt, beynahe zur Pflicht wird, muß ihr nicht selten unangenehme Stunden verursachen. Feinde von einer noch gefährlichern Art sind die tausend Aufpasser, die mit ihren schielenden Augen alle ihre Schritte abzählen und bemerken, und mit ihren giftigen Zähnen an ihrem guten Namen nagen. Bey uns ist dieses ungesellige Laster vornemlich zu Hause, weil alles voller Müßiggänger und Müßiggängerinnen sitzt, die aus Ermangelung der erforderlichen Leibes- und Seelenkräften sonst keinen andern Zeitvertreib vornehmen können, als daß sie mit ihren tauben Ohren dem Nächsten auflauschen, und alsdann dem Einfältigen, der, wie ein Wackelkopf mit aufgerissnem Maule da sitzt, Mährchen und Anekdoten vorerzählen, die der Beelzebub in seiner schwarzen Zeitung, wenn anderst auch in der Hölle eine

sol-

solche geschrieben wird, gewiß als Meisterstücke der satanischen Erfindungskraft anpreisen wird. Ihr, ihr armen Mädchen seyd besonders die unglücklichen Schlachtopfer dieser verabscheuungswürdigen Seelen, die noch dazu gemeiniglich von eurem eigenen Geschlechte sind. Wenn ich jemals Leute vom Herzensgrunde gehaßt habe, oder habe hassen können, so sind es diese — und ich wollte wünschen, daß ein jeder ehrlicher Mann in diesem Stücke mir nachahmte, der ich, so oft ich in Gesellschaften solche moralische Recensionen über des unschuldigen Nächsten Ehre und guten Namen herflüstern hörte, nicht stille schwieg, sondern den Urheber derselben, ohne Ansehen der Person mit einer edlen Verachtung beschämte.

Und doch scheinen bey dem allen die Leiden und Beschwerden des Ehestandes für eine nicht ganz unempfindliche Frau noch weit drückender zu seyn — zum wenigsten sind sie fühlbarer, weil man sie unmittelbar empfindet. Von der Hölle, die in einer unglückli-

chen Ehe liegt, will ich nichts sagen, so erträglich sie auch manchen stumpfen oder rohen Herzen zu seyn scheinet. Wem seine Empfindungskräfte nicht ganz verschrumpft sind, der wird lieber unter Löwen wohnen, und auf Ottern wandern, als seine Tage unter so empfindlichen Seelenmartern hinbringen wollen. Doch vor diesen traurigen Erscheinungen hat sich ein lediges Frauenzimmer weiter nicht zu fürchten. Ansehen mag sie dieselben immer als laute Warnungen nicht unbesonnen hinzutaumeln an den Abgrund, aus dem keine Erlösung mehr ist — sich nicht verführen zu laßen, von den Schellen der Ehre, oder dem Glanze des Silbers, oder von dem Zuschnitt des Kleides und der Waden. Ist sie keine Thörin — oder sind ihre Eltern keine Thoren: so wird sie nicht in Gefahr kommen, in diesen Abgrund zu stürzen.

Und bey dem allen hat auch eine durch die Harmonie der Gemüther glückliche Ehe für ein Frauenzimmer Beschwerlichkeiten genug. Will nichts davon sagen, daß das

Nachgeben, das doch in manchen Fällen auch bey der eigensinnigsten Frau unumgänglich nothwendig Statt finden muß, manchem Temperamente sehr beschwerlich fällt, zumal, wenn ein Mann nicht die Kunst versteht, seine gerechten Ansprüche auf Vorzug und die Regierung der Familie klug auszuführen. Wenn's bey einer Frau nicht überspante Empfindlichkeit oder sonst ein Temperamentsfehler ist, so kann sie sich das ganze Gespenst der Herrschaft des Mannes, die ohnehin bey uns, in so veränderten Umständen, nicht im orientalischen Sinne zu verstehen ist, so erträglich, als eine Sache unter der Sonne machen, wenn sie ihren Mann herzlich liebt, und als ihren Beschützer und Ernährer ansieht.

Die Bestimmung, die eine Frau als künftige Mutter zu erfüllen hat, ist mit den meisten scheinbaren Leiden und Beschwerden verknüpft. Oft muß sie fast in dem Augenblick, in dem sie diese Bestimmung zu erfüllen anfängt, eine solche Zerrüttung ihrer körperlichen Maschine empfinden, daß, die

Gefahr abgerechnet, die beschwerlichste Krankheit nicht unangenehmer seyn kann. Die Erfüllung ihrer Hofnung muß sie mit täglicher Furcht erkaufen. Und wenn nun der alles vergeltende Augenblick herannahet, schwebt erst die Gefahr des Todes über ihrem Haupte, und sie muß das Leben ihres Kindes dadurch erkaufen, daß sie ihr eigenes ans Spiel sezt. Da dich, mein liebes Lorchen, einst vielleicht auch dieser Augenblick erwartet: so wär' es grausam und unvernünftig, wenn ich dich in einem Fall furchtsam machen wollte, in dem Muth und Standhaftigkeit am nöthigsten ist. Eine Gefahr, die man meistentheils durch Vorsicht und Klugheit vermeiden kann, die überdieses selten, und nur eine ganz besondere Ausnahm von der allgemeinsten Regel ist — ist nicht schreckbar. Nur dann, wenn von den Unannehmlichkeiten des verehligten Standes die Rede ist, muß sie mit in die Rechnung kommen. — Allgemeiner und gewisser sind die mit dem Stande einer Mutter unmittelbar verknüpften Sorgen und Beschwerlichkeiten, welche

die

die Pflege und Aufsicht über das fühllose Kind von der Mutter als eine heilige Pflicht fordern. Schlaflose Nächte und Verläugnung vieler Bequemlichkeiten des Lebens ist der Preis, um den sich eine Mutter, die Gesundheit, die Liebe und das Leben ihres Kindes erkaufen muß. Freilich wissen sich viele Mütter von diesen Beschwerlichkeiten los zu machen: allein du würdest noch meinen Staub im Grabe beleidigen, wenn du diesen unwürdigen Müttern nachahmen wolltest. Aus dummen Stolz, aus unnatürlichem Hange zur Sinnlichkeit, aus Faulheit verläugnen sie ihre Natur und lassen sich von der nächsten Gluckhenne, die vor ihren Fenstern ihre Küchlein wartet, beschämen. Da meinen sie wunder! was sie für einen grossen Vortheil von dieser Verläugnung ihrer Natur haben! wenn sie aber bedächten, daß sie ihre Kinder dadurch so oft zu Siechen und Krüppeln machten, und daß sie dadurch die Bande der Zärtlichkeit, die eben dadurch die Natur zwischen Mutter und Kind so fein weben will, zerreissen: so würden sie diesen,

mit so viel Süssigkeit verbundenen Beschwerlichkeiten nicht auszuweichen suchen, um sich desto grössere auf den Hals zu laden.

Aber die Liebe ist's, die alle diese Beschwerden vergelten, und die drückende Last mancher Leiden erleichtern kann. Die Geschichte hat uns beynahe unglaubliche Thatsachen aufbewahrt, die alle zeugen, daß ihrer Stärke nichts zu schwer sey. So bald ihre reine Flamme in dem Herzen einer Frau brennt: so bald wird sie auch nicht murren über all die Arbeiten und Gefahren, durch die sie sich durchkämpfen muß. Und auch aus dieser Ursache mußt du dich einst bey der Wahl eines Gatten vornemlich von der Liebe leiten lassen. Du weißt schon, was ich unter diesem gemißbrauchten Wort verstehe. Liebst du deinen Mann, so sind alle die Beschwerden, die du mit ihm und seinetwegen trägst, leicht. Du darfst eben nicht das Gesasel und die Träumereyen einer ätherischen Romanenheldinn nachahmen; denn dieß läßt

sich wohl lesen, aber im Grunde nützt es so wenig, als nichts.

Und – die Freude, welche Eltern über ihre Kinder empfinden, sagt Gellert, ist ohne Widerrede die lebhafteste in dem Umkreise aller irdischen Vergnügungen. „Diese Freude belohnt sie für das mühsame Amt der Auferziehung bis in die letzten Augenblicke des Lebens. – Sich in wohlgezogenen Kindern leben sehen, in ihrem Glücke die Erfüllung seiner Wünsche und die Vergeltung seiner Arbeiten, in ihrer Freude seine eigene, in ihrem Ruhme den seinigen erblicken; Welche Wollust ist dieses! – Welche Wollust, der Erde nützliche Bürger und dem Himmel seelige Bewohner gegeben zu haben! –

„Was man also auch den Fesseln der Ehe für Vorwürfe, wegen ihrer Beschwerlichkeiten macht: so ist das zur Beantwortung derselben schon genug, daß die Annehmlichkeiten einer vernünftigen Ehe ihre Beschwerlich-

lichkeiten überwiegen, und daß selbst die Ungemächlichkeiten dieses Standes sich in Annehmlichkeiten verwandeln lassen, und der Liebe zur Nahrung dienen. Es ist genug, daß die meisten Klagen, die man wider diesen Stand vorbringt, nicht sowohl ihn, als überhaupt die Unvollkommenheit der Menschen, und insbesondere die Thorheit und Laster der verehlichten Personen treffen."

Klagen eines Stutzers.

Möchte man nicht rasend werden,
Ach und Zeter schreyn:
Endlich soll man gar auf Erden
Noch vernünftig seyn!

Der Verstand will mehr bedeuten
Als ein schönes Kleid?
Götter, was sind das für Zeiten —
O das geht zu weit!

Ist es möglich? Schöne Kleider
Hülsen wäret ihr?
Würdenschöpfer, Zaubrer, Schneider,
Auf! rächt euch mit mir!

O in welche tiefe Nächte
Sinkt mein Vaterland!
Kleider, die ich so beblechte
Euch verdräng' Verstand?

Witz und Kenntnis überträfen
Einen seidnen Strumpf?
Weg mit den bekränzten Schläfen
Puder ist Triumph!

Du, o göttliche Bergette
Bist drey Pallas werth!
Nicht die Feder — die Manschette
Macht die Hand verklärt.

Mit der Weisheit und den Musen
Krümmt sich manch Geschick. —
Vivant alle Stutzerbusen!
Diese haben Glück! —

Num. 30.

An einen Freund.

Heil dir, mein Freund! wie gern eilt' ich,
Gehorsam meines Herzens Rufe,
Das Freude glüht, in deinen Arm, und grüßte dich
Auf deiner Ehren höhern Stufe,
Wohin Verdienst und langgeprüfte, langgedrückte Redlichkeit
Mit desto grössern Ruhm Dich führten,
Und sähe, wie im Schutz nichts heischender Bescheidenheit,
Dich keine Schmeicheleyen rührten;
Und labte mich – das Laster ist es wehrt,
Wenns Züchtigung, und durch sich selbst, erfährt,
Daß wir uns freun – wie der gequälte Neid
Im Busen zürnt, sich mit dem Munde freut;
Hier heuchelnd zu dir drängt, und süssen Lobspruch girret,
Und dort einsilbigt spricht, nach fremden Worten irret.

Freund, so erquicket, so belebt die sanfte Macht
Der Frühlingssonne nach der Schauernacht

Den iungen Sprößling nicht, dem schon die Lebenssäfte,
Die zarten Lebensfiebern all erstarrten – als der Blick
Mich iezt belebt von deinem sonderbaren Glück –
So sonderbar, als dein Verdienst – und neue Kräfte
Fühlt mein gekränkter Geist, von seinem Strahl erwärmt,
Der muthlos um der Tugend Schicksal sich gehärmt,
Die unbekannt im Staub und unbeschützet,
Dient und gedrücket wird, im Kummer sich verzehrt
Und allen, nie sich selber nützet;
Den schon der allgemeine Frost, der des Verdienstes Wehrt
Ermordet, allgemach ergrief; die Feuertriebe
Zu kühner That zuerst und dann
Die Nerve, die schon kühne That begann.

Der Tugend zärtlich Feuer – bliebe
Dieß nicht, kaum auszulöschen; fänd' auf eignem Heerd
Es Nahrung nicht zur reinen, steten Flamme, würde
Nicht selbst von ihr gepfleget und genährt,
Gleich den Vestalen sorgsam, wärmte so die Brust
Zu unaufhaltsamer Begierde
Des Guten, und selbst lohnender und unerborgter Lust:

Wer könnte gnug sich für den Frost bewahren,
Den die Verachtung, die Gleichgültigkeit
Der Tugend, dem Verdienste sendet? weit
Umher sie selbst gedrückt, mit tödenden Gefahren
Umlauert sehn und nicht auch bald
Des Geistes Kraft gelähmt empfinden? Muth und Eifer kalt? –

Wie lüftet mirs das Herz! erquicket
In jeder leisesten Empfindung mich!
Wenn jezt mein Aug auf dieser Höhe dich
Und dann den langen, rauhen Pfad hinaberblicket,
Den du so standhaft, Freund, gegangen bist!
So ist es nicht umsonst Verdiensten nachzustreben?
Beschwerden höhnend, dir, o Tugend, treu zu leben?
Sich zu verläugnen, wenn die List
Des fälschen Glücks mit reizenden Versprechen
Und schimmervoller Ehre lockt; wenn Neid
Und Menschenhaß in deinem dir geraubten Kleid,
Religion, die Treue zum Verbrechen
Entstellt, die schöne That vor unsern Augen würgt;
Wo nicht – den Staub doch wütend schläget,
Und düstre Wolken rund herum erreget,
Und sie darinn dem Auge des verbirgt,
Der sehen soll und lohnen kann:
Noch unerschrocken, unermüdet dann

Des Rechtes Pfad zu gehn? –
So soll hienieden doch auf Erden
Verdienst in Dunkelheit gesehn,
Erkannt, belohnt und glücklich werden,
Und schimmernder hervor aus dunkler Wolke
gehn? –

Freund, tadle nicht die kühne Frage!
Dein frommes zu bescheidnes Herz verheelt
Die Ursach dir der allzuwahren Klage,
Die mich zur Einsamkeit verfolget, da mich
quält!

Was ist verehrungswehrter, was ist grösser,
Als freye Wahrheit, freye Redlichkeit?
Was ist für Fürsten u. für Unterthanen besser,
Gerechter Freund, als der Gerechtigkeit
Stets gleichstes Ebenmaas, nie unbedacht-
sam auch im Kleinen
Verrückt; am wenigsten da wol,
Wo es Belohnungen, die so willkührlich schei-
nen
Für der Verdienste Stuffen messen soll?

Die sollten herrschen auf den Thronen,
Umlagern sie; die sollten von den Thronen,
Herab in jedem Unterthan,
Im Fremden selbst gespäht, gewürdigt wer-
den. –

Nun wolan!
Komm! folge mir dahin, wo unsre Fürsten
wohnen,
Zum Hofe, wo das Glück von Millionen
Ge-

Gewogen werden soll; und wo du sie,
Wahrheit und Redlichkeit und Recht in steter Harmonie,
Bedachtsamkeit u. weisen Ernst erwartest; nie
Des Leichtsinns Spur, von dessen unerwognen Winken
Oft Tausende in tiefes Elend sinken,
Zu sehen wähnest; wo du glaubst, daß sich die Menschlichkeit
Den hohen, ewgen Sitz erlesen,
Und da in voller angeborner Würde, ganz geweiht
Dem Glück empfindender, fürs Glück geschafner Wesen –
So gut, als Könige – sich zeige; dann in Lust entzückt.
Wann ihr ein grosses Werk der Seeligkeit geglückt.

Was ist es, das dein Aug erwartungsvoll erblickt?
Was überlegt der Fürst so ernst mit seinen Grossen? –
Wie das betrübte Volk, ans Elend angeschlossen,
Wie das verheerte Land von tausend Plagen voll,
Am schnellsten, würksamsten gerettet werden soll? –
Ach nein! die Wahl der niedlichen Karossen,
Die erst Paris – des Pferdes Tugenden, das Albion
Gesandt, und des Bereiters Lohn,

Und wie den Hirsch die Jagd am längsten
möge quälen,
Das, Freund! beschäftigt ihre Seelen.

Du siehst ihn trauriger; das Auge trü-
bet Schmerz;
Die Stirne wölket Gram. Kein Mährchen
und kein Scherz,
Sonst oft beehrt mit Beyfall und mit Lachen,
Der volle Becher selbst kann ihn nicht heiter
machen.
Der Liebling steht bestürzt; es flieht der Char-
letan,
Und fluchet seiner Kunst, die sonst so leicht ge-
wann.
Er selbst, der Fürst, entflieht dem lärmenden
Gewühle. –
Du freust dich; hofft vom menschlichen Ge-
fühle! –
Vielleicht daß ihn der Jammer rührend fäßt,
Der jene Bauern traf und ihn nicht ruhig
läßt?
Des Hagels und der Wasserfluth
Vereinigte, unaufhaltbare Wuth
Hat ihre seegensvolle Flur verheeret,
Hat ihre Wohnungen zerstöhret,
Von gegenwärtgen Mangel ausgezehret,
Voll Furcht, des künftigen, noch grössern,
flehn
Um Mitleid sie mit Wehmuth, sehn
Sie auf zu ihrem Fürsten, dessen Freuden
Sie lang mit ihrem Fleiß und oft mit ihrem
Leiden

Beförderten. — Vielleicht auch daß der Schmerz
Der armen Wittwe, die erst vor ihm knie'te,
Vor ihm die thränennassen Hände rang, sich mühte,
Nur dürftge Hülfe, Schutz vor Hunger zu erflehn, sein Herz
Bewegte. — Ach! die Kinder, denen sie das Leben,
Die sie dem undankbaren Staat gegeben,
Sehn hülflos die verlaßne Mutter an.
Ihr Vater in der Jahre Hofnung hingerissen,
Der beßte Diener und der beßte Unterthan,
Dem Fürsten und dem Staat zu nützen nur beflissen,
Und sie mit weisem eiferndem Bemühn
Zu gutem Bürgern zu erziehn;
Vergnügt mit dem, was sparsam ihm sein Amt gewährte,
Vergnügt, weil es ihn mässig nährte,
Vergaß ihr Glück und starb
Und dacht' — es war sein letztes Denken — im Erblassen:
Ein Fürst, dem ich so manchen guten Bürger warb,
So manchen ihm erhielt, kann sie nicht hülflos lassen. —

Du irrst; ein menschlicher und so geringer Schmerz
Dringt nicht in das dreyfach umstählte Herz.

Der stolze Eigensinn von einer Sängerinn,
Beleidigt durch ein Wort, versöhnlich keinen Gaben,
Will sich in strenger Rache laben,
Beharret seinen Hof zu fliehn.

Wen sucht sein Blick so sorgsam aufzuspühren?
Den Weisen? den bescheidnen Biedermann?
Die im Gedränge sich verlieren? –
Was geht der Weiseste, der Biederste ihm an!
Wer wird sie erst noch mühsam wollen kennen?
Und wer vor ihm die schnöden Namen nennen?
Den Schranzen kennt er wol, der ihn zum Zeitvertreib –
Plagt Langeweile den Regenten –
Mit den beneideten Talenten
Zu lachen macht. Den besten Tänzer und das schönste Weib,
Die kennt er wol; das schönste Weib an fremden Höfen,
Den besten Tänzer an den fremden Höfen,
Die kennt er all', und ihrer Gaben Wehrt,
Und welcher Ruhm für jeglichen gehört,
Kennt er genau. –

Sieh hier ein wunderbares Ungeheuer,
Schutzgöttern gleich, verehrt in ewger Feier,
Genannt das fürstliche Vergnügen; schön,
Dem ewgen Frühlingsmorgen in Elisien
Gleich

Gleich, blühen dieser Zaubergöttinn Wangen,
Im Auge glühet Wollust, trunkenes Verlangen.
Wie ist ihr Lächeln süß, wie süß der Stimme Klang,
Auch noch, wann sie befiehlt Wie reitzend ist ihr Gang!
So frey! so leicht! wenn sie vorüberhüpfet!
Und wenn sie unvermerkt hier Scherz an Scherze knüpfet,
Dort Lust an Lust, wie zaubernd ihre Hand!
Der Stolz der hohen Stirn, das blendende Gewand,
Das sie umwallt, das köstliche Geschmeide,
Der Erde und dem Meer geraubt, das sie bedeckt.
Mit Glanz und Pracht; ihr Ansehn hebt, erweckt
Verwunderung, Staunen, mannigfaltge Freude.
Mit ihrer Allmacht Zauberein
Wiegt sie Hof, Stadt und Volk, und selbst des Weisen –
Ist er einmal in ihren Zauberkreisen –
Verstand in tiefen Schlummer ein.
Ihr Wort zieht als zum Zeitvertreibe
Und spielend Seelen aus dem Leibe;
Verzückt die Seele von dem Weibe
In eines Mannes Leib; macht, eh man sich besinnt,
Den, der ein Greis erst war, zum Gecken oder Kind.

 Ihr

Ihr schöpferischer Wink beherrscht den Lauf
der Zeiten,
Die Kräfte der Natur. Des Winters Rau-
higkeiten
Verwandelt sie in milden blumenreichen
Frühling; macht
Tag aus der Nacht und aus dem Tage Nacht;
Schaft Berg in Ebenen, weitstreckende Mo-
räste
Und Nordens Wüsteneien in Elisium
Und in den Hain der Hesperiden um.

Und doch, wer fern von ihres Dienstes
Feier
Und ungetäuscht im Schutz der Wahrheit
steht,
An deren Hand dem Zauberkreis entgeht,
Der nennt die Gleißnerinn ein rasend Un-
geheuer.

Das blendende Gewand, das sie um-
wallt,
Der Wunderschimmer ihrer Künste,
Die süsse, vielversprechende Gebärde, diese
Dünste
Des allgemeinen Beifalls, bergen ihre Miß-
gestallt,
Den Trieb der Furien in ehrner Brust,
Die unersättliche, die ungezähmte Lust
Am Elend und Verderben.
Sieh! verwundernd ehret,
Staunt sie der Pöbel an, indem sie ihn
verzehret.

Am Hof verschenkt, vergeudet sie mit ofner
Hand
Die Freuden ohne Zahl und würget durch
das Land.
Indeß sie dort mit ihren Zaubereien
Die trunknen Sterblichen zu Göttern macht;
Indeß im wilden Lärm sich Fürst und Höf-
ling freuen,
Und Wollust iede Scene lacht:
Seufzt von zu schwerer Last gedrücket
Das treue Volk, starrt Elend auf der öden
Flur
Des armen Landmanns; baut er unerquicket
Das karge Feld in Thränen; drücket
In iedes Dörfchen, iedes Herz mit Jam-
mer ihre Spur
Tief die Verwüstung ein, der sie Gewalt
gegeben.

Du siehst, des Zaubers Kraft
Durch welche sie die angestaunten Wunder
schaft,
Sie ist der Schweiß, sie ist das Leben
Von Tausenden. — Ich sahs, geliebter
Freund,
Ich sahs, und meine ganze Seele weint,
Sie nahm des kranken Vaters lezten Bissen
Nahm seinen lezten Labetrank,
Sah seiner Wehmuth Thränen fliessen,
Sah seiner schwachen Kinder Thränen flies-
sen,
Nahm kalt, der Wenigkeit nur zürnend, und
verschlang
Mit

Mit Hohngelächter ihn.
Der Fürst im Taumel, hingerissen
Von ihr zum Leichtsinn, unterschreibt
Wie Gonza *) hunderten, die er nicht
kennt, nicht höret,
Das Todesurtheil leicht und treibt
Ein Heer zur Schlachtbank hin, und höret
Der Weisheit Stimme nicht, die ihn be-
lehret.

Freund, wo ist Wahrheit, wo Gerech-
tigkeit?
Zu wägen das Verdienst? Zu lohnen? Zu
vergelten?
Ein Paar gelenker Füsse gelten
Mehr, als der Treue Dienst; der Ueberfluß
verstreut,
Sein Gold dem Tänzer hin; ein wunderba-
rer Sprung
Wird gnädig ihm beklatscht, wird fürstlich
ihm bezahlet.
Der Weise, dessen Geist Licht in die Seelen
strahlet,
Der Weise, der den Seelen hohen Schwung,
Dem Herzen Tugend giebt; den Fürsten und
den Held,
Den guten Bürger, Welt, und Afterwelt
Noch bildet; er darbt in der Dämmerung
Des niedern kargen Schicksals, ausgeschlos-
sen,
Von Beifall, von Ermunterung
Und von dem Ueberfluß der Grossen.

So

*) S. Lessing Em. Galotti

So wächst, nur Kennern findbar, nah am Boden auch,
Ein heilsam Kraut, bedeckt vom höhern Dornenstrauch
Und von der üppgen Distel, die den Saft der Erde saugen,
Verletzen können, sonst nichts taugen, —
Wächst, duftet seine Wolgerüch' umher
Und welkt dahin. Und wol vielleicht, es eignet der,
Der es bedeckt, den Saft entrissen, noch den Ruhm
Des süssen Dufts sich zu als Eigenthum.

Du sprichst: „Der Edlen viele, die am Staatesruder sitzen,
„Der Edlen viele, die Verdienst besitzen,
„Durch Tugend, Raht und Fleiß dem Staate nützen,
„Sie krönt des Fürsten Gunst und Ehre, krönet der Genuß
„Wolthätiger Gewalt, des Lebens Ueberfluß.
„Du könntest mir viel würdge Namen nennen."
Ich auch, und mehr vielleicht, ehrwürdig allen, die sie kennen,
Ununterstützt, nur durch sich selbst bekannt,
Der Fremde groß und fremd dem Vaterland.
Wenn zehn Unwürdige des Glückes Hand schon hob,
Erhält kaum einer nur das Recht von seinem Lob.

Doch

Doch laß! – und nimm, mein Freund,
die Wage!
Wäg iener Würdigen und Edlen Lohn;
Wäg weiter, wäge dieses Schwarmes
Lohn!
O wahrlich! dem Verdienste Hohn
Spricht beides! – Wäge noch dazu die Ant-
wort auf die Frage
Von Wichtigkeit: würd' er den Edlen so
erhöhn,
Und würde der in seiner Huld sich sehn,
Könnt' er so leichtlich nur auch seiner müssig
gehn,
Als seiner Sängerinn und seines Tänzers?
Sage,
Wars Ungefehr nicht, das der Dinge Stand
verschob,
Und Trägheit nicht, wars Känntniß des Re-
genten,
Dankt es der Schätzung des Verdienstes,
den Talenten
Der Edle, wenn sein Glück sich hob?
„Du forderst viel, sagst du, von Menschen
auf den Thronen:
„Kan denn der Fürst sie alle kennen, alle
sie belohnen?
Ganz wol! o man vergißt
Den Menschen nicht; kanns leicht ihm über-
sehen,
Daß er kein Gott und nicht allwissend ist
Und nicht allmächtig. Doch die Frage blei-
bet stehen,

Die

Die kleine Frag': Will er sie kennen? Hat
er Lust daran,
Den Weisen, Edlen, Biedermann
Zu schätzen und zu lohnen, wo er kan?
Mit Beifall doch, mit warmen Lob zu ehren?
Sucht er dadurch der hohen Gaben Fleiß zu
mehren,
Der Tugend Triebe? Späht er so
Wie Katharina Näh' und Fernen
Bis zu der Seine Land und bis zum Po
Nach Weisen aus mit einem Kennerblick,
Der schon Belohnung ist und Glück,
Um sie zu ehren und – zu lernen? – –

Laß uns gestehen, Freund, was andre schon
Vor uns gestanden: nur Schleifwege führen
zu dem Thron.
Wer sie nicht geht, der wird ihn stets ver-
fehlen.
Das glänzendste Verdienst, zu stolz, sie zu
erwählen,
Zu stolz auf eigne Kraft und eigenmächtgen
Ruhm,
Braucht mindstens – (gönne mir dieß Wort!)
– doch ein Vehikulum.

Wie lüftet mirs das Herz, vom Gram
gepreßt, von Unmuth heiß,
Seh ich auf dich, mein Freund; erblick ich
einen Grossen,
Selbst hoher Weisheit Freund, selbst des
Verdiensts Genossen,
Auf dessen mächtiges Geheiß

Der Frevler Schwarm von lichter Ehre
Stufen,
Die er bestiegen mit Verwegenheit,
Hinab mit schimpflicher Verwirrung stürzt
in Dunkelheit;
Auf dessen mächtig Rufen,
Das auch des Weisen Ehrbegierde lenkt,
hervor
Aus dunkler Nacht schnell, als ein Meteor
Verdienste strahlen mit dem Glanz gerechter
Ehre.
Ihn segnet froh mein Dank; ich höre
Viel muthiger, die oft erklungne Lehre,
Die mir viel kräftiger ins Herz aus deinem
Beispiel drang,
Als aus des Dichters flammenden Gesang:
„Auf! habe nur Verdienst! Es wird die
Welt es kennen!
„Das edelste ist Tugend!" – Wol! – und
würde schon
Mit Lob und Beifall mich auch keine Zunge
nennen;
Ich sehs, die Tugend ist sich selbst der gröss-
te Lohn.

Num. 31.

Gespräch zwischen dem Kranken und Matthäus.

Der Kranke.

Hör' einmal Matthäus! ich will dich auf eine Universität schicken, damit du das Bißchen Erkenntnis, das du im Kopfe hast, in Ordnung bringen und vermehren kannst.

Matthäus. Mag wohl gut gemeint seyn: aber ich denk' eben, die Reise könnt ich ersparen.

Der Kr. Hast grosse Gedanken von deiner Handvoll Menschenverstand! – Du hältst dich also schon für einen ausgemachten Weisen?

Matth. Da wär' ich ein grosser Narr, wenn ich das dächte. Weis wohl, daß ich noch einer der untersten Abcschüler in der Schule der Weisheit bin. Den wenigen

Menschenverstand, den unser Einer mit hineingebracht hat, muß wohl –

Der Kr. Ja freilich muß der durchgearbeitet, geläutert, von den rohen Schlacken der Vorurtheile, Einbildungen und Irrthümer abgesondert, mit den geprobten Einsichten der grossen Geister versetzt, und zu demjenigen Grad der Reinigkeit gebracht werden, der den wahren Weisen von dem Sophisten, den wahren Gelehrten von dem Stümper, und den herzhaften Denker von dem Nachbeter unterscheidet. – Und dieß sollst du auf Universitäten lernen.

Matth. Wollt' es wohl gern; weiß aber nicht, ob man's denn auch da lernen kann.

Der Kr. Wunderlicher Mensch! Warum sollten denn die Fürsten diese Pflanzschulen der Weisheit angelegt haben? Weißt du nicht, daß Männer von geprüfter Gelehrsamkeit, die du bereits aus Schriften kennst, an diesen Orten lehren? Liest du sie gern,

warum

warum solltest du sie auch nicht gern hören? Hast du schon so manche gute Einsicht aus ihren Büchern geschöpft, warum solltest du nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Gutes aus ihrem mündlichen Vortrag hören.

Matth. Da haben Sie wohl recht; denn ich weiß mich's noch wohl zu erinnern, daß ich, wenn ich so ein Kernbuch las, das ein Professor geschrieben hat, herzlich gewünscht habe, vor ihm da zu sitzen, und, so zu sagen, aus der Quelle seines Mundes all' die guten Lehren und Wahrheiten frisch wegzutrinken. So ist mir's, z. E. wenn ich Gellerts Moral lese, und ich stell' mir den Mann mit seinem ehrwürdigen Gesichte und mit seiner feierlichen Stimme lebhaft vor; dann denk' ich immer – wenn ich vor seinen Füssen gesessen wär', und hätt' alle die heiligen Lehren mit angehört; so wär's mir tief eingedrungen, und hätt' ein Schurke seyn müssen, wenn ich nicht das gethan hätte, was mir der Mann so nah an's Herz hinangelegt hat. – Dann fährt auch einem zuweilen beym

Lesen hie und da ein Zweifel durch den Kopf, denn die Gelehrten können doch nicht alle Knoten aufwickeln und auch nicht alles nach Nothdurft der Einfältigen, so deutlich hinschreiben, wie sie's wohl selbst in ihrem Kopf haben müssen – Da mags nun gut seyn, wenn man den Mann selbst an der Hand hat, und ihn um dieß alles fragen kann, so wie es dort die Schüler des Sokrates gemacht haben. – Aber bey dem allen will mir doch das Ziehen auf Universitäten nicht recht behagen.

Der Kr. Du wirst dich doch wohl vor dem Pennalisiren oder Todstechen nicht fürchten?

Matth. Warum nicht gar vor den Fledermäusen?

Der Kr. Nun! was hast du denn einzuwenden?

Matth. Soll' ichs sagen? – Dieß, daß so viel Tausend von den Universitäten so einfäl-

fältig, ungeschickt und dumm zurück kommen, die doch wohl alle in der Absicht hingezogen sind, um vernünftiger und gelehrter zu werden.

Der Kr. Schlimm genug! Aber daran sind die Universitäten nicht Schuld. Glaubst du wohl, daß der geschickteste Chymiker aus einem dürren Bimsstein Wasser heraus distilliren kann? – Und wie kann der Professor aus dem dürren und harten Gehirne, den göttlichen Funken des Genie's herauslocken, und aufblasen, daß er zur wohlthätigen und leuchtenden Flamme werde?

Matth. So sollt' man eben dergleichen unfruchtbare Köpfe gleich auf der Stelle abweisen, und sie zu einem Schuhflicker oder Schweinstecher in die Lehr' geben, damit sie nicht wie krumme, blätterlose Klötzer in einem schönen Garten zur Beschimpfung daständen.

Der Kr. Ein Wunsch vieler Weisen und Patrioten: aber eben ein Wunsch, wie tausend andere!

Matth. Nach meinem einfältigen Dünken, ließ er sich wohl erfüllen. Darf ich's sagen? –

Der Kr. Mir wohl!

Matth. Wie der Werber keinen Zwerg oder Krüppel zum Rekruten annimmt, und bey andern, die dem ersten Anblick nach kein's von beyden sind, doch sein Maas anschlägt, Augen und Ohren und Zähne prüft, eh' er sie zu bewehrten Sklaven auf- und annimmt: so sollt' man's auch mit den jungen seynwollenden Gelehrten machen.

Der Kr. Nur Schade, daß sich Grösse des Geistes nicht so leicht messen läßt, als Grösse des Körpers! – Doch, du hast bey dem allen nicht Unrecht. Seine Lehrer auf Schulen müssen ihn doch gekannt haben.

Wenn

Wenn dieß gewissenhafte Männer sind, und nur ein wenig die Geister unterscheiden können — auf Memoriren der Wörter und fleißiges Nachbeten des ihnen hundertmal Vorgesagten kommt es hier freylich nicht an — so sollten diese eben, im Fall ein solcher armseliger Kopf studieren will, laute, öffentliche Vorstellungen thun, und wenn es auch der Sohn des angesehensten Mannes wäre, oder ihm seine Mutter durch ein einfältiges Gelübde zum Priester bestimmt hätte. — Aber, weil nun die Eltern die Gelehrsamkeit für eine freye Kunst halten, und just in diesem Fall bey uns dem Staat die Hände zu sehr gebunden sind: so würden auch alle Klagen und Gegenvorstellungen der Lehrer nichts helfen.

Matth. Ich hör' ja aber, daß bey uns fast der größte Theil der jungen Leute von Stipendien zehrt — wenn man diese —

Der Kr. Ich versteh' dich schon. — Nur den hofnungsvollen Jünglingen, den ge-

geprüften guten Köpfen sollte man diese Nahrung zufließen, reichlich zuströmen lassen, und sie den schlechten Köpfen, die jenen, wie das Unkraut den edlen Pflanzen, ihre besten Säfte wegsaugen, gänzlich versagen. —

Matth. Ja, ja, so würden diese Distelköpfe, dieß Unkraut von selbst wegdorren, und jene zu einer weit beträchtlichern Grösse aufsprossen. – Pfui der Scheusale! die so vom Raube leben.

Der Kr. Leider! sind auch hier dem Staat seine Hände zu sehr gebunden. Hätte alle diese Wohlthaten bloß und allein der Staat zu verwalten – könnte er gewissenhaften, unpartheyischen und prüfenden Männern die Schlüssel zu diesen Schätzen anvertrauen: so würde der würdige Jüngling, der oft wie eine vom Unkraut überwachsene Pflanze ersticken muß, nicht zu kurz kommen, und der Nichtswürdige, der oft zum Schaden der Gesellschaft aufgenährt wird, oder der Niederträchtige, der sich von diesen er-

schli-

schlichenen Wohlthaten oft Kapitalien erspart, würde, zur Ehre des menschlichen Verstandes und zum Nutzen der Gesellschaft, sich es nicht einfallen lassen, sich in die ehrwürdige Zunft der Gelehrten einzustehlen. – Aber so sind manche in den Händen solcher Privatpersonen, die nichts weniger als prüfen können, sondern die sie, wie ein jedes gemeines Allmosen, dem ersten den besten, der sie anwinselt oder anwinseln läßt, hinwerfen, weit entfernt, zu untersuchen, ob er auch ein Jüngling ist, aus dem ein in der That brauchbarer Mann werden kann, oder ob er nicht eine Raubbiene ist, die dem Fleiß das Seinige so wegstiehlt, daß er darben muß.

Matth. Und bey dem allen, dächt' ich, sollten die Leute auf Universitäten doch mehr einfassen. Hätt' einer nur ein Loth Menschenverstand mitgebracht: so müßt' es doch nicht natürlich zugehen, wenn er den nicht wieder zurückbrächte.

Der Kr. Um den Menschenverstand ist's würklich keine so gemeine Waare, als du vielleicht glaubst. Es bringt ihn zwar ein jeder Mensch mit auf die Welt – oder wenn du lieber willst: die Anlage dazu – allein alles giebt sich Mühe, ihn so mit Vorurtheilen, Irrthümern und Possen zu verstellen, daß man sich eben so wenig über die Seltenheit desselben wundern darf, als über die bleichen Gesichter in einem Hospitale.

Matth. Ist auch wahr! sonst wär's doch nicht möglich, daß gemeiniglich hundert vor der Wahrheit dastehen, ihre Augen zudrücken und nichts sehen, biß einer ist, der etliche Worte zusammen buchstabiren kann.

Der Kr. Du sagst mit Recht buchstabiren; denn manches läßt sich nicht so leicht weglesen.

Matth. Hm! aber manches ist doch auch warlich so leicht, als die langen Zeilen im Buchstabierbüchlein. Daß z. E. ein Land-

streicher durch ein Geisterbündniß, oder durch die noch lächerlichere Punktierkunst abwesende Dinge, die mit ihm so wenig in Zusammenhang stehen, als die Begebenheiten, die sich auf einem der Trabanten des Saturnus zutragen, unmöglich erkennen kann, ist nach meiner Meinung eine Wahrheit, die so augenscheinlich ist, als diese, daß das Feuer brennt und weiß nicht schwarz ist – und doch konnte man durch Predigen und Spotten die Leute nicht davon überzeugen.

Der Kr. Schweig! es ist eine Schande davon zu reden.

Matth. Und doch spottet man über die finstern Jahrhunderte – sagt: die Leute hätten Heu gefressen. – Hättens bey meiner Ehre auch gefressen, wenn sie damals gelebt hätten.

Der Kr. Leichtgläubigkeit ist nicht allezeit eine Folge der Unwissenheit. Meistentheils macht das Neue, Außerordentliche und

Wun-

Wunderbare einen so starken Eindruck auf die menschliche Seele, daß die Vernunft nicht im Stande ist, die Wahrheit zu prüfen. – – Sag' dem Menscheu zehnmal, was die physische Ursache eines Wirbelwinds sey: so wird er's kaum, oder nur obenhin glauben. Sag' ihm aber, eine Hexe oder eine zur Hölle fahrende Seele eines Selbstmörders hab' ihn hervorgebracht: so wird er's herzlich gern glauben.

Matth. Und also wär' Leichtglaubigkeit dem Menschen natürlich?

Der Kr. Eben so wenig natürlich, als ihm das Stehlen oder das Betrinken ist; wenn gleich viele nicht Herren über ihre Neigung zur Habsucht oder ihren Gaumen werden können. Rühmlicher ist es freylich, wenn man sich seiner Vernunft so bedienen kann, daß man über diese Nebel der Vorurtheile und Verblendung wegsieht: aber dem gemeinen Mann, der allezeit mehr der sinnlichen Empfindung als

dem

dem Verstande folgt, ist's noch zu verzeihen.

Matth. Lachen muß ich immer.

Der Kr. Es ist wahr, Hohngelächter ist in dergleichen Krankheiten oft das würksamste Heilungsmittel: aber man kann's nicht einem jeden Kranken gehörig appliciren.

Ge-

Gedanken im Felde.

Wie schön schwankt das Getreyde,
Vom kühlen West geküßt,
Mein Herz, o fühl die Freude,
Daß Gott noch Vater ist.

Hochtragend stehn die Aehren
Mit ihrer goldnen Last!
Gott, wer kann mehr bescheeren,
Als Du bescheeret hast!

Erquikt sind alle Wiesen,
Vom sanften Regenguß;
In lauter Paradiesen
Tritt hohes Gras der Fuß.

Du gabst den sanften Regen,
Gabst ihn zur rechten Zeit!
So mürrisch Deinen Seegen
Der Kleinmuth schon entweiht.

Noch schenkst du Brod die Fülle,
Du Vater der Natur!
Die ganze Welt sey stille,
Vor Dir – und danke nur!

An einen jungen Herrn.

Du schmeichelst dich bey Chloris ein,
Und willst der Schönen Liebling seyn?
O traue nicht der reichen Weste!
Süß bist du und friesirt aufs beste,
Doch Chloris sieht weit über diesen Tand,
Willst du ihr Liebling seyn? – so kaufe
dir Verstand.

Star.

Im goldbeschlagnem Kleide
Strotzt Star zu seiner Freude,
So wie ein dummer Pfau einher;
Doch ist es ihm auch Freude,
Wenn ihn, im goldnen Kleide,
Sein Schneider öffentlich Betrüger schilt,
Und ihm sein zartes Ohr mit manchem
Schurken füllt?
Wohl nimmermehr!

Num. 32.

Der Wahrheitssager, eine Geschichte.

Berg' und Thäler kommen nicht zusammen, sagt man im gemeinen Sprüchwort, aber wohl die Menschen. So kam vor einigen Tagen einer von meinen ältesten Bekannten, den ich schon längst in Kamtschatka gesucht hätte, in einer sehr besondern Gestalt zu mir. Ein Mann von kleiner hagerer Statur, in einer schwarzen Stuzparücke, unter welcher graue Haare, gleich einer Einfassung hervorragten, mit kleinen noch sehr jungen Augen, mit einem dichten um den Hals gewundenen bunten Tuch, in einem schwarzen Rock mit Steinknöpfen und mit einem breiten messingen Hirschfänger umgürtet – bat als ein armer verfolgter Greis in meinem Hause um ein Allmosen. Lorchen kam zu mir hinein, und der rührende Ton, in dem sie mir seine Bitte vortrug, war zugleich die beweglichste Fürbitte.

Ich sagte: sie sollte ihn hereinkommen lassen. Ich that dieses nicht sowohl aus Neugierde, als vielmehr aus einer gewissen Neigung, die ich gegen einen jeden Unglücklichen in meinem Herzen empfinde.

Es trat also der Unbekannte in der oben beschriebenen Gestalt zur Thüre herein. Die Verbeugung, die er mit seinem Kopfe und dem obern Theil seines Leibes machte, war mehr ehrerbietig, als demüthig. Seine weisen Haare und sein zittrender Körper bewegten mich zu einer Höflichkeit, die sonst bey dergleichen Besuchen nicht gewöhnlich ist — ich gab Lorchen einen Wink. Sie verstund mich, setzte ihn mir gegen über einen Stuhl und der Fremde ließ sich auch ohne die geringsten Umstände nieder. Er hatte kaum einige Wort auf eine sehr anständige Weise geredet, als ich auf den Ton seiner Sprache und auf einige Gesichtszüge aufmerksam gemacht wurde, und ihm grad heraus fragte: ob er nicht Zacharias Hartmann hieße? Er bejahte es. Ich gab mich ihm

zu erkennen, und sagte ihm, daß ich einer seiner vertrautesten akademischen Freunde wäre, der ihm einige Jahr darauf von dem Vestungbau zu P., so wohl durch eine kleine Geldsumme, als durch die Fürsprache des Ministers Grafen von W. losgekauft hätte. Der arme Hartmann seufzte darüber, und sagte; hätten Sie mich damals bey meiner Schaufel gelassen, so hätte ich vielleicht hundert Leiden weniger erfahren; denn meine Kammeraden, die Bösewichter, lachten mich doch nur aus, wenn ich ihnen die Wahrheit sagte.

Mit einem Wort: der gute Hartmann hatte sich die Grille in den Kopf gesezt jedermann und überall die Wahrheit zu sagen, und hatte sich dadurch zum unglücklichsten Tropfen in der Welt gemacht. Ich will seine Geschichte kurz erzählen, — aber mehr als den Entwurf zu einer Geschichte, als eine Geschichte selbst.

Als Sekretaire bey einem gewissen Grafen von Z*, der an dem Hofe zu S. eine glänzende Rolle spielte, hätte er ein Leben haben können, das das ruhigste und herrlichste Schlaraffenleben gewesen wäre, so je ein Sterblicher gelebt hätte, wenn ihm seine Grille, die Wahrheit zu sagen, es erlaubt hätte. Das Steckenpferd des Grafen war die französische Sprache. Hartmann sprach sie rein und leicht, haßte sie aber, weil er gar zu patriotisch von seiner Muttersprache dachte. So oft ihn der Graf französisch anredete, so oft antwortete ihm Hartmann auf gut deutsch. Der Graf ließ sichs einige Zeit gefallen, endlich aber verlangte er es von ihm auf eine ernstlichere und gebieterische Weise. Der Wahrheitsager sagte ihm trocken ins Gesicht: daß es eine Schande für einen deutschen Minister wäre, wenn er die Sprache seiner Väter verläugnen und entehren wollte. Der Graf gab ihm sogleich seinen Abschied und Hartmann gieng, stolz darauf, die Wahrheit gesagt zu haben, auf gut Glück weiter.

Er wurde bald darauf bey einem fürstlichen Lotto angestellt. Kaum hatte er einige Kentnis von der innern Einrichtung dieses den Unterthanen so gefährlichen Instituts erhalten, als er nicht nur öffentlich dawider redete, sondern auch eine Abhandlung drucken ließ, in welcher er alle Christenmenschen auf das eifrigste vor diesem listigen Spiel warnte. Er mußte es für ein Glück ansehen, daß er mit einer blossen Abdankung davon kam.

Vergnügt darüber, daß er eine so gemeinnützige Wahrheit so laut gesagt hätte, wanderte er mit der Zufriedenheit eines Braminen, der sich von den Sonnenstralen sein bißchen Gehirn hat auftrocknen lassen, zu diesem Städtchen hinaus, dessen Einwohner alle blind blieben, ob er sie gleich alle sehend gemacht zu haben glaubte.

Nun zog er in eine Stadt ein, wo der Geist des Kriegs und der Eroberungen herrschte. Das kriegerische Ansehen dieser

Stadt mißfiel ihm beym ersten Anblick. Er gieng vor den zehntausend Wachen vorbey, ohne seinen Hut abzunehmen; vielmehr war ein verächtlicher Blick die Ehrenbezeugung, die er dem Mars opferte. — Umsonst fielen unfreundliche Bajonette auf seinen Kopf — er wollte den Götzen nicht anbeten und wurde auf die Hauptwache geführt. Bey dem ersten Verhör, das der Officier mit ihm vornahm, bliebs nicht bey blossen philosophischen Betrachtungen über den Vorzug eines guten, arbeitsamen Bürgers vor dem gemietheten Krieger; sondern er gieng so gar in seinem Eifer so weit, daß er über den kriegerischen Genius mancher Jahrhunderte sich in solchen Ausdrücken herausließ, daß er für einen Beleidiger der Majestät gehalten, und zum Vestungsbau verurtheilet wurde. Auch diesen Zustand ertrug er mit einer grossen Gelassenheit. Der leidige Trost, daß er, seiner Meinung nach, ein Martyrer der Wahrheit wäre, gereichte ihm beynahe zu einer übernatürlichen Stärkung, und wenn er sich einen recht vergnügten Tag machen

wollte, und aufgelegt war, so sagte er seinen Mitgefangenen die Wahrheit, und dieß schadete ihm weiter nichts, als daß er ausgelacht und geschimpft wurde, oder zum höchsten einige Erdschollen an den Kopf bekam. In dieser Lage fand ich ihn, und war, wie gesagt, so glücklich ihm seine Freyheit zu verschaffen.

Er hatte einen alten reichen Onkle zu Amsterdam, der ihn schon oft, weil er keinen Erben und Anverwandten hatte, zu sich eingeladen hatte. Ich rieth ihm also in Gottes Namen dahin zu ziehen, und, nach vielen Bedenklichkeiten, die aber mehr sein verlassener Zustand, als meine Beredsamkeit überwand, zog er dahin.

Er wurde als ein Sohn aufgenommen, und der zärtliche Ehrengreis gab ihm die feyerlichste Zusage, daß er der gewisse und einzige Erbe eines Vermögens von sechzigtausend Thalern seyn sollte. Ohne alle Geschäfte, in der glücklichsten Freyheit und

schon zum voraus unumschränkter Herr über eine unerschöpfliche Kasse, wäre er jezt der beneidungswürdigste Sterbliche gewesen, wenn ihm seine unglückliche Wahrheitssagerey hätte können glücklich seyn lassen. Sein guter Onkle hatte, eben wie alle Bürger der Erde, auch sein Steckenpferdgen, und noch dazu war es ein solches, das nicht hinten ausschlug oder die Kammeraden besprizte. Ein frommes unschuldiges Thier! – Eine Klystierspritzen-Sammlung! – Freilich lächerlich genug – aber auch sonst nichts, als lächerlich. Hartmann, der mehr zum Predigen, als zum Lachen gebohren war, sagte seinem wohlthätigen Onkel trocken ins Gesicht, „daß dieses die Sammlung eines Thoren wäre, und daß es eine unverantwortliche Sünde wäre, wenn er ganze halbe Täge in seinem Kabinet mit Betrachtung und Zusammenordnung dieser schändlichen Werkzeuge zubrächte, daß er sein Haus, so lange diese Sammlung in demselben beherberget werde, für ein Tollhaus ansehen müßte?“ – Das hieß dem Stecken-

thier

thier zehntausend Sporne zugleich in den Leib stossen – und es hatte überdieses, seiner Sanftmuth wegen, noch keinen Streich mit der Hand gefühlet. – Die sechzig tausend Thaler und alles war verloren. Hartmann mußte das Haus räumen, und der an seiner empfindlichsten Seite seines Herzens verwundete Greis gerieth in seinem acht und siebenzigsten Jahr zum erstenmal so in Zorn, daß er noch am selbigen Tag sein ganzes Vermögen, bloß den Genuß einer mäßigen Leibrente ausgenommen, dem Magistrat zur Errichtung eines grossen Waysenhauses übergab.

Nun gieng Hartmann auf ein Schiff, das in etlichen Tagen nach Batavia seegeln wollte. Die grosse Kenntniß der meisten abendländischen Sprachen, die er besaß, machten ihn bey dem Schiffskapitain so beliebt, daß er ihn bey seiner Ankunft zu Batavia dem Gouverneur so nachdrücklich empfahl, daß ihm dieser sogleich eine ansehnliche Stelle bey dem Kommissariate einräum-

te. Sobald er entdeckte, daß seine Kollegen sich auf Kosten der Kompagnie, besonders aber der armen Unterthanen bereicherten, entdeckte er es öffentlich dem Statthalter, welcher der Habsucht dieser kleinen Tyrannen sehr enge Gränzen setzte und den ehrlichen Hartmann zum Aufseher über diese ungetreue Rotte erhob. Diese konnte ihre Rache gegen ihn auf keine andere, als auf eine niederträchtige Weise, ausführen. Und sie that es. Es wurden ein paar Malayen bestellt, die in Batavia die Stelle der neapolitanischen Banditen vertretten. Hartmann wurde zu Nachts auf der Strasse von ihnen überfallen, mit etlichen Dolchstichen verwundet, und in einen Kanal geworfen. Sein Schreyen schafte ihm Hülfe. Er wurde herausgezogen. Die Wunden waren nicht tödtlich, sobald er wieder hergestellt war, gab ihm der Statthalter dem Rath mit dem nächsten Schiff wieder nach Europa zu gehen, weil die Rache seiner Feinde nicht eher ruhen würde, biß sie ihn aus dem Reiche der Lebendigen weggeschaft hätten. Trotzig sag-

te er zu dem Statthalter: „ich halte den für einen schlechten und unwürdigen Regenten, der seine guten Unterthanen nicht vor den schändlichsten Bosheiten der Bösen schützen kann!" – Er hatte dießmal mit einem hitzigen Manne zu thun. Hartmann bekam einen Schlag mit einem Spanischen Rohr. Er wehrte sich. Die Wache kam und er wurde mit Ketten gefesselt in einen scheußlichen Kerker gelegt. Aus dem Gefängnis entwischt, kam er er auf einer Chinesischen Jonque glücklich nach China und gieng von da auf einem englischen Schiffe nach Europa zurück. Er gab zu London zuerst einen Sprachmeister ab; darauf nahm ihn eine vornehme Englische Dame, die auf ihren Gütern nicht weit von London wohnte, zum Hofmeister ihres einzigen Sohnes an. Ihre Großmuth belohnte ihm jede Woche reichlicher, als man in Deutschland Jahre zu belohnen pflegt. Lady hatte einen Affen, den sie unter allen Geschöpfen, sich selbst und ihrem Sohn ausgenommen, am meisten liebte. Sie fragte den Hartmann einst, da sie

bey

bey guter Laune war: ob nicht dieser Aff mehr Verstand als mancher Doktor hätte? – Hartmann sagte: „Mylady! Es mag wohl mancher Doktor und manche Lady in ihrer Art weniger, als Affenwitz haben; aber der Affe bleibt immer eine Bestie, und sie würdigen die Menschheit und sich selbst herab, wenn sie über ihren Affen ihre Menschenbrüder und Menschenschwestern vergessen." – Und dieß unterstehen sie sich mir zu sagen? Packen sie sich zum Henker mit ihrem dummen Raisonnement! – Hartmann bückte sich und gieng seines Wegs.

Nachdem er darauf lange Zeit als ein irrender Ritter in der Welt herumgezogen war, fiel er theils aus Mangel, theils aus Kummer in eine Krankheit, die ihm einen Platz in einem wohlthätigen Hospital zu Wege brachte. Der Arzt, der die Aufsicht darüber hatte, war ein grosser Schutzgeist von schweißtreibenden Mitteln, und ein eben so abgesagter Feind von der Fiberrinde, der

fri-

frischen Lnft u. a. m. Da Hartmann einen nach den andern von seinen unglücklichen Kammeraden durch diesen unwissenden Aesku- lap hinrichten sah und er sich vor einem gleichen Schicksal fürchtete: so nahm er sich die Frey- heit den Kranken nicht nur ein unbeschreib- liches Mißtrauen gegen ihren Arzt einzuflös- sen: sondern er warf auch die Mixturen und Pulver, die ihnen der Herr Doktor nach getreuer Anweisung einer alten Haus- und Feldapotheke verordnet hatte, zum Fenster hinaus, öfnete Thüren und Fenster und ließ frische Luft herein. Kaum hörte der Aesku- lap von dieser Verwegenheit: so ließ er ihn aus dem Spital hinausjagen.

Die Fortsetzung folgt.

Nicht unter euch ihr Bardenhügel
Schwillt der, der mein Gebein bedeckt, einst auf.
Dort tönt die Posaune mir nicht, weht keines Erzengels Flügel
Meinen Staub zur Unsterblichkeit auf,
Vergessen sinkt er hin
An eines unbekannten Flüßchens Rand,
In einem Veilchen zu blühn,
Das unter stolzre Blumen des sanftern Jünglings Hand
In Kränze für sein Mädchen windet.
Gleich der Taube zärtlichen Girren,
Unharmonisch und kläglich schwirren
Meine Töne von Minne gelehrt,
Voll aller ihrer süssen Pein
Nur durch den nächsten Myrthenhayn,
Wo sie verschallen, von niemand gehört.

Laß sie, Stella, laß sie verschallen!
Dein Ruhm verhallt mit ihnen nicht,
Doch seh ich deine Tugenden umwallen,
Glänzende Körper von Licht.

Wie sie in dem Dunklen
Erwarteter Zeiten funkeln!
Ewig schön und ewig jung,
Beyspiel und Bewunderung!

Ein Barde sieht mit begeisterten Blick
In die Tage voriger Zeit zurück,
Ein Barde, in dessen Busen meine Empfindungen glühn,
Dem aber Braga, sie zu sprechen,
Selbst seine Telyn verliehn,
Siehet zurück, und sieht rings um sich her,
Suchend unter seinem Volke,
Singer und Laura, und weint,
Daß deren keine ihm erscheint.
Da heißt auf einer Mondglanzwolke
Deine Tugenden sich um ihn
Minne versammlen – seine Töne glühn
Flammen empor und werden
Ihnen zum Körper von Licht.

Und alle ihre Freuden, alle
Giebt entzücket von dem hohen Schalle
Giebt ihrem Liebling Minne nun!
In welchen Entzückungen strömt er nun hin!

Und

Wie rauscht ein Wonneharmonienmeer
Von seiner Telyn! Rauschen
Wirds dem fernsten Enkel noch; ihm lau-
schen
Werden alle Nationen, allen
Wird der Name **Minna** heilig seyn.

Hinweg, hinweg, du meine mistönende
Leyer!
Entweihe nicht ferner die Feyer
Der ewigen Wonnenharmonien!
Verlassen sollst du hier hangen
Am Weidenast und unberühret:
Aber ein Nordwind braußet
Ueber ihre Saiten hin,
Da tönt sie von selber, und schwirret,
Wie die Turteltaube girret,
Aber von niemand gehört.

Num. 33.

Zwey Briefe.

Der größte Theil der Leser wird bey Erblickung folgender Briefe das Maul rümpfen – und dieß kann ich geschehen lassen; denn es ist nicht gefährlich. Ein anderer Theil wird die Achsel zucken – und auch dieß kann ich geschehen lassen, obs gleich gefährlicher ist. Jenen muß ich sagen, daß weder ich, noch Matthäus diese Briefe geschrieben haben und also weder Lob noch Tadel auf uns zurückfällt; diesen aber, daß auch für die schwächste und kränkste Seele kein gefährliches Tröpfgen drinnen steckt – sonst hätt ich sie nicht drucken lassen.

I.

Den 4. Jan. 1772.

Lieber Gott! wenn das Aprilwetter in meinem Kopf kein Ende nimmt: so will ich sehen,

wo es endlich noch mit der Blüthe meines armen Lebens hinaus will. Wenn's noch lange so fort stürmt: so muß sie fallen, und Wilhelm! — ich wollte, daß der Wandrer schon über sie weggieng.

Seit einigen Tagen war's mir, wie ihr Leute zu sagen pflegt, sehr wohl. Ich bin so weit zu einem natürlichen Menschen heruntergesunken, daß ich mich vor mir selbst schäme, über die Ruhe, oder vielmehr Trägheit, in der all meine Empfindungen in meinem Herzen dalagen, und so viel herrliche Wunder verschnarchten, die ungesehen vor meinen Augen vorüberflogen. Meine Geschäfte verrichtete ich mit der Gedult eines Schulknabens, der sein Pensum ins Gedächtniß hinein und herausplappert.

Gestern spiel ich Lomber. Ich hab' immer nichts, als das Spiel im Kopf. Mein Vormann, der mit dem Geist eines Meßkrämers spielt, bekommt ein zweideutiges Spiel in die Hand. Er steckt die Karten wohl zwan-

zigmal durcheinander, und doch kann der Einmaleinskopf nicht mit sich eins werden. Indem ich so unthätig dasitze, und warte, und zusehe, wie die Knasterwölklein über dem Lichte zerfließen: so fällt auch mein Blick auf das neben mir liegende vorgemischte Spiel hin und da lag oben der Coeur Dreyer.

Der Schneekönig, wenn er auf einer Alpenspitze mit seiner Klaue eine Schneeflocke wegscharrt, kann unten ein ganzes Dorf zermalmen: und dieser elende Coeur-Dreyer hat auf einmal wieder eine Last auf mein Herz gewälzt, die jeden Blutstropfen desselben in Stockung gebracht hat.

Ursache und Würkung! – Wer sieht die tausend kleinen unsichtbaren Glieder der Kette, durch welche sie zusammengreifen?

In diesem Augenblick war wieder auf einmal nichts in mir und vor mir als Lotte

und Lotte. – Es wurden noch einige Partien gespielt: aber ich warf die Blätter hin, wie ein Kind, so wie sie mir zwischen die Finger kamen. Ich brachte das Spiel in Unordnung, und so nahm's ein Ende.

Ach, Lotte! Lotte! du Bestes unter allen Geschöpfen Gottes! wie kanst du solch' eine Zerrüttung in einem Herzen anrichten, das ganz an dir, allein an dir klebt, fest und rein, wie der Mond am Himmel, und der Säugling am Halse der Mutter, und das austrocknen und zusammenschrumpfen wird, so bald es sich von dir trennen soll. – Nein, nein! dieß kann ich nicht. Sag' lieber ich soll als ein Pilgrim baarfuß nach Jerusalem laufen, oder auf einem Bret übers Meer schwimmen, oder dir einen jungen Löwen aus Afrika holen, so kann ich's, so will ich's thun. Nur mußt du meine Lotte seyn – nur mein Herz an dir, an dir kleben lassen, biß es, von der Liebe ausgezehrt, wie eine dürre Blume davon wegfällt.

Gestern Abends, eh ich zu Bette gieng, hab' ich wie ein Kind geweint; und dieß war dir so süß, so stärkend, daß ich immer fortweinen möchte, wenn ich nur könnte. Ich hab' mich dabey, ohne daß ich mirs vornahm, an meinen Lehnstuhl hin auf die Kniee geworfen, meine Hände so fest gefaltet und so herzlich gebetet zu Gott für den weiblichen Engel, daß dir bebten all meine Empfindungen. Muß öfter beten. Die Theologen haben recht, daß sie dem Gebet eine so große Kraft zuschreiben; aber jezt kann ich nur für Lotte beten.

Ich fühls, daß ich nicht lange mehr, ohne sie werde aushalten können. Es ist mir jezt hier, wie einem Fisch, den die Welle auf den heißen Ufersand gespielt hat. — Mein Element ist Lotte! — Adieu!

Den 12. Nov.

Man soll über meinen Umgang mit Lotte boshafte Anmerkungen machen. — Das

elende Raupengeschmeiß! Doch, ich kanns ihm nicht verargen; denn was weiß der kriechende Wurm, der nur lebt, um sich zu gatten und ein Blat zu zerfressen, von den wonnevollen Empfindungen, wenn Seele in Seele fließt, und Ein Blick Himmel und Erde umher verschwinden macht? Der Allwissende sieht uns! uud austilgen soll er mich aus dem weiten Reich seiner Schöpfung, wenn er mein Herz nicht rein findet.

Ich sag dirs, Wilhelm, daß eben dieß Lotte in meinen Augen so vortreflich, so zum Engel macht, weil ich, bey all dem unordentlichen Brausen meiner Gefühle, noch keinen unrechten Gedanken gespürt habe. Muß nicht Lotte mehr als ein gewöhnliches Weib seyn? Neulich saß ich neben ihr, und hatte sie so bey der Hand gefaßt, daß ich ihren Puls schlagen hörte. Zwey, drey Schläge, mehr konnte ich nicht aushalten. Es war mir, als wenn sie meine Finger zurückstießen. – Gott erhalte mir wenigstens diese Stärke!

Fort-

Fortsetzung des Vorigen.

Hartmann irrte nun wieder eine gute Weile arm und verlassen in der Welt herum, und ein Dörfchen in Hessen war endlich das Ziel seiner Wanderungen. Er wurde auf Fürsprache eines alten Bekannten, der in der Nähe die Würde eines Justizamtmanns bekleidete, zum wohlbestallten Schulmeister dieses kleinen Orts angenommen. Er verwaltete sein Amt mit der gewissenhaftesten Treue. Seine Bauern liebten ihn mehr als den Geistlichen, der mehr für richtige Eintreibung und gute Anwendung seiner Zehendeinkünfte, als für ihre armen Seelen gesorgt haben soll. Ausser den gewöhnlichen Schullektionen suchte er auch seinen Kindern einige Begriffe von der Naturgeschichte und Physik, in so fern sie einen Einfluß auf den Landbau haben, und jedem vernünftigen Bewohner der Erde zu wissen nöthig sind, beyzubringen. Er betheuerte mir, daß dieses die ruhigsten und glücklichsten Tage gewesen sind, die er jemals ge-

lebt hat. Aber auch hier konnte er den Verfolgungen des Schicksals nicht entgehen. In einer Kinderlehre fragte der Pfarrer einen von den Dorfjungen aus Hartmanns Schule: ob auch einer, der in der katholischen oder reformirten Religion gebohren und erzogen worden, in dieser Religion seelig werden könnte? – Der Junge antwortete mit einer zuversichtlichen Dreistigkeit: ja! – Der Pfarrer erstaunte über eine so irreligiöse Antwort, ließ den Jungen nach dem Gottesdienst zu sich in die Sakristey kommen, und fragte ihn: wer ihm diesen gottlosen Irrthum beygebracht hätte? – Der Junge sagte aufrichtig: daß er glaube, er hätte es vor einiger Zeit vom Herrn Schulmeister gehört, der ihnen bey Gelegenheit, da sie einem katholischen Bettelmann seinen Paternoster genommen und in den Koth geworfen hätten, die Lehre eingeschärft hätten, daß sie andere Religionsverwandte nicht nur als Menschen, sondern auch als Christen lieben müßten. Der Pfarrer hob erstaunt die Hände in die Höhe, that einen Seufzer über den sich immer weiter ausbrei-

breitenden Unglauben, und einen frommen Fluch über den armen Hartmann, der auch gleich Tags darauf angeklagt, zur Rechenschaft gezogen, und da er seinen Irrthum vertheidigte, seines Aemtchens entsetzt, und aus dem Lande gejagt wurde. Alle seine Verbannungen hat er mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen; aber der Abschied von seinem Dörfchen und seinen Bauern gieng ihm sehr nahe. Die Kinder und viele von den Alten weinten bitterlich, und er auch. Sie überhäuften ihn noch in der Stille mit ländlichen Geschenken, ob es ihnen gleich ernstlich verbotten war, sich ja auf keine solche Weise der fremden Sünde theilhaftig zu machen.

Aus Liebe und Neigung gegen die einfältigen Sitten des Landes hielt sich Hartmann darauf in einem Dorfe, das nahe bey einer gewissen Residenzstadt lag, auf. Er nährte sich einige Zeit von seiner Kunst, indem er kleine Zeichnungen und Malereyen verfertigte, die er um ein Spottgeld in der Stadt verkaufte. Die

Bauern seines Dorfes waren die unglücklichsten Leute von der Welt. Einer von den Ministern beschwerte diese armen Teufel, deren Felder ohnehin unfruchtbar waren und kaum Disteln und Dornen trugen, mit unerträglichen Frohndiensten, die er aber den Fürsten theuer anrechnete. Die Bauern suchten überall einen Advokaten, der ihnen eine Bittschrift an den Fürsten aufsetzen sollte; aber es wollte sich keiner zu dieser verdienstlichen und gerechten Sache gebrauchen lassen. Endlich that es Hartmann. Er schilderte die Ungerechtigkeit und Drückungen des Ministers mit den lebhaftesten Farben, forderte den Fürsten auf für seine Unterthanen als der ihnen von Gott gegebene Vater zu sorgen, und den grausamen und treulosen Diener zu bestrafen. Die armen Bauern, die sie dem Fürsten überreicht hat, kamen nicht mehr nach Hause, sie wurden ohne Umstände in das Zuchthaus geworfen und nach einigen Stunden kamen Husaren, die den guten Hartmann eben dahin in Sicherheit brachten. Hier mußte er sich zwey Jahre lang,

unter einer Rotte der verworfensten Bösewichter, mit der beschwerlichsten und ungesundesten Arbeit beschäftigen. Der Tod des bösen Ministers, der ein Jahr durch auf der empfindlichsten Folter des Todes lag, verschaffte ihm seine Freyheit, aber noch nicht das Ende seiner Unglücksfälle.

Nun hatte bereits das Alter seine Haare silbern und dünne gemacht. Sein Körper hatte auch nicht die Kräfte, die Beschwerlichkeiten einer beständigen Wanderung zu ertragen; er wünschte derohalben sehnlich, einen kleinen festen Plaz zu finden, wo er sich hinlegen und ausruhen könnte. Da er sich einige Wochen in einem kleinen Städtchen aufgehalten hatte, wurde er mit einer alten Wittwe bekannt, die eine kleine Krämerey führte. Er kaufte etlichemal Schnupftoback bey ihr, und da sie nicht rechnen und schreiben konnte, und doch zuweilen mit dem Kaufmann in der Stadt eine Rechnung von etlichen Gulden abzuthun hatte: so bat sie ihn manchmal, ihr ein Briefschen zu schreiben

einen Conto nachzurechnen, wofür er allezeit ein paar Loth Rappee unentgeldlich erhielt, welches Geschenk noch überdieses mit eroberungssüchtigen Blicken einer sechzigjährigen eisgrauen Liebe begleitet war. Mit einem Worte: Hartmann gefiel der alten Krämerinn wohl, und weil sie ihn zu ihrem Gewerbe gut brauchen konnte, so erklärte sie ihm, daß sie eine reine und keusche Neigung, sich mit ihm ehlich zu verbinden, bey sich empfände. Hartmann that, was mehrere Leute thun, wenn sie heyrathen – er kaufte sich eine Geißel für seinen eigenen Rücken. Kaum hatte er anderthalb Tage ruhig mit ihr gelebt: so zogen sich unzertheilbare Wolken der Unruhe über dem Haupte des armen Hartmanns zusammen. Was er sagte, war nicht wahr; und was er that, war nicht recht. – Und dieß war seine größte Folter. Er bat die Gerichte flehentlich um die Trennung von seiner Tisiphone; und da er lange aufgezogen wurde, ohne eine entscheidende Antwort zu erhalten, füllte er seine Dose mit Rappee und gieng seines Wegs.

Und jezt ist die Welt sein Vaterland; Er wandert in derselben herum, ohne jemals auf ein besonderes Fleckgen in derselben den geringsten Anspruch zu machen. Ich habe ihm in meinem Hause Ruhe angebotten: allein er hat sie nicht angenommen; denn er glaubt nicht, daß er jemals mit der Welt, oder die Welt mit ihm in Frieden auskommen werde.

Leid und Freude.

Da geh ich hin
Durch grüne Weiden!
Daß Blumen blühn
Und junge Freuden
Aus ihnen hüpfen, seh ich nicht.
Auf Erden
Sind viel, sind viel Beschwerden.

Dann seh ich auf
Zur lieben Sonne,
Seh ihren Lauf
Und ihre Wonne
Und denke, die ist auch noch da!
Auf Erden
Ist Lindrung für Beschwerden.

Und dann erfüllt
Die Phantasien
Ein himmlisch Bild
Und Schmerzen fliehen.

Elisa

Elisa nenn ich die Gestalt,
Auch Freude
Ist auf des Lebens Weide.

Ich sizze dann
Und träum' und träume,
Die Sonne kann –
Da, wo die Bäume
Sich lauben, kömmt Elisa selbst;
Zu Zeiten
Fühlt man auch Seligkeiten.

Trost.

Mögen doch am Himmel hangen
Trübe Wolken ohne Zahl:
Bald sind sie vorüber gangen,
Und die Sonne scheint ins Thal.

Immer kann der West nicht fächeln,
Auch der Nord muß einmal wehn:
Will man sehn den Himmel lächeln,
Muß man ihn auch weinen sehn.

Un-

Unmuth macht das Herz nicht weiser –
Herzen! schickt euch in die Zeit.
Gram macht nur das Leben greiser –
Herzen! lernt Gelassenheit.

Trübe Stunden gehn vorüber,
Wie die läng'ste Winternacht,
Und der Freude stumpfste Fiber
Wird durch sie nur scharf gemacht.

Weisheit lieben, Tugend fühlen
Und des Himmels sich erfreun,
Heißt mit Erdensorgen spielen
Und auf Erden glücklich seyn.

Num. 34.

Beynahe ein Traum.

Wenn unter den moralischen und witzigen Schriftstellern die Träume noch so Mode wären, wie sie's vor einigen Jahren gewesen sind; so könnt' ich heute einen hübschen Traum erzählen, der vielleicht so langweilig und umständlich seyn würde, daß viele Leser darüber einschlaffen und selbst träumen dürften. Ich würde z. E. erzählen, daß ich ein Haus hätte bauen sehen, bey welchem man die Dachziegeln statt der Grundsteine, das Gebälk statt der Aussenwände, und die Marmorschaalen, womit man den Saal pflastern sollte, zur Bedeckung des Daches gebraucht hatte – wie diese ungeschickte Zusammensetzung nicht nur wunderlich ausgesehen, sondern auch den Einsturz des ganzen Gebäudes nach sich gezogen hätte.

Hätt' ich nun dieß alles weitläuftig erzählt, und das Mähr'chen wäre zu Ende: so hätte mich niemand verstanden – obgleich dieses im Grunde weiter nicht viel zu bedeuten hat. Denn es ist bey uns nichts ungewöhnliches, stundenlang zu reden, ohne zu wissen, was man redet, und stundenlang zu hören, ohne zu wissen, was man höret, indeme die Seele dabey immer in einer Ecke des Kopfes nickt und fortschlummert.

Ich wills also lieber deutlich und unfigürlich sagen, daß ich schon seit langer Zeit mit mir zu Rathe gehe, was ich eigentlich aus meinem Matthäus machen soll. Er ist jezt in dem Alter, wo man sich zur Erwählung eines gewissen Standes entschliessen muß, damit man die gehörigen Vorbereitungen machen kann. Ich weiß gar wohl, daß man in diesem Fall die jungen Leute mehr sich selbst überlassen, als zu ihrem und des Staats Unglück mit Gewalt bestimmen soll. Weil aber Matthäus nicht mit sich selbst eins werden kann, und ein guter Rath

immer Statt finden kann: so macht mir diese Sache eben so viel Nachdenken, daß ich auch, wenn man mir's anderst glauben will, so gar davon träume.

Man ist freilich aller Mühe des Nachdenkens überhoben, wenn man, wie es sonst die heilige Einfalt zu thun pflegte, seine Kinder schon vor der Geburt zu einem gewissen Stande bestimmt, oder den Stand des Vaters gleichsam als eine erbliche Sache ansieht, auf welche der Sohn so gut, als auf den Namen, Anspruch machen kann. Beydes ist ungereimt, und dennoch eine ganz gemeine Sache. Es hat z. E. die Mutter ihren künftigen Sohn, den sie noch unter ihrem Herzen herumträgt, zum geistlichen Stande gewiedmet. Der arme Tropf kommt zur Welt; allein er ist mit einer so geringen Dosis vom gemeinen Menschenverstande begabt, er hat eine grämliche unangenehme Stimme, er wird immer durch einen Zusammenfluß der Umstände in einer solchen Lage festgehalten, in welcher er sich weder eine an-

ständige Lebensart, noch eine Kenntniß des menschlichen Herzens verschaffen kann – mit einem Wort: er taugt so wenig zu dem grossen Stande eines Lehrers der Religion, als ein Grönländischer Zwerg zum Flügelmann; und doch wird er mit Gewalt in den geistlichen Stand hineingezwungen, und lebt in demselbigen seinem Gott und sich zur Schande. So verunehret man Gott, indem man ihn ehren will. Da selbst dem Wohl des Staats durch dergleichen Vorurtheile kein geringer Schaden zugefügt wird: so sollte er fleißig darüber wachen, sie zu vernichten, und wenn ein solcher Taugenichts ja kein Schurzfell anziehen will, ihm lieber eine Stelle in einem Spital anweisen.

Daß die Kinder sich dem Stande ihrer Eltern wiedmen sollen, hat noch eher einige Scheingründe vor sich, und ist eine ganz gewöhnliche Sache. Die Eltern können selbst die besten Anführer abgeben, sie von Jugend auf angewöhnen, ihnen mit den nöthigen Hülfsmitteln an die Hand gehen,

und sich in manchen Fällen Stäbe für ihr Alter zubereiten. Wenn aber der Sohn nicht die geringste Anlage zu dem Stande seines Vaters mit sich auf die Welt gebracht hat, wenn ihm seine Neigung auf eine ganz andere Seite zieht, und man zum voraus ganz sicher wissen kann, daß er in dieser Bestimmung niemals grosse Ehre einlegen wird und man nöthigt den Sohn demungeachtet zur Ergreifung der väterlichen Lebensart: so heißt dieß unvernünftig gehandelt.

Ein Gelehrter z. E. hat einen Sohn, der von seiner natürlichen Anlage und Neigung zu einem vortreflichen Künstler bestimmt ist: allein der Vater läßt ihn entweder aus Stolz oder aus Interesse oder aus noch armseeligern Gründen diesem Ruff der Natur nicht folgen; er soll das werden, was der Vater ist und seine Großeltern gewesen sind. Der arme Sohn muß nachgeben und wird ein Stümper, da er, wenn er dem Wink der Natur hätte folgen dürfen, ein vorzüglicher Meister hätte werden können. Wie viele

Dürers und Titiane sind vielleicht in so vielen elenden Gelehrten verdorben? Und wie viele gute Feldherrn sind schon auf Schreibstuben und bey der Wage erstickt? Man sagt freilich: ein Genie wird sich allezeit durcharbeiten; aber es ist nicht just die Rede von Genieen, sondern von guten und brauchbaren Köpfen, die nicht allezeit diese hervorarbeitende Kraft haben.

Oft glauben die Eltern die Neigung ihrer Kinder recht auf der That erwischt zu haben, wenn sie sehen, daß diese kleine unbeständigen und nachäffende Geschöpfe zu diesem oder jenem Stande, zu dieser oder jener Kunst einige Neigung verrathen. Wenn der Knabe bloß zu seinem kindischen Vergnügen alle Stückgen Papier mit grotesken Figuren beschmiert: so sieht man in ihm schon einen künftigen Apelles, oder wenn er aus blosser kindischer Nachahmungssucht eine weisse Schürze umhängt und zwischen den Stühlen predigt; so prophecеyt man sich ganz sicher einen grossen geistlichen Redner. Ich

hab'

hab' aber Kinder gekannt, die ihre zu wenig aufmerksame Eltern durch eine solche scheinbare Neigung verführten, daß sie dieselben, nach diesem Schein, einer gewissen Lebensart wiedmeten, in der sie doch immer und ewiglich Stümper geblieben sind. Will man richtige Beobachtungen anstellen, so muß man die Kinder nicht im geringsten einschränken, um ihre Neigung zu entdecken; man muß ihr Naturell handeln lassen, um es besser zu beurtheilen; man muß ihre kleinen Schwachheiten ertragen, um ihnen Muth zu machen, sie sehen zu lassen; man muß sie beobachten, ohne daß sie es gewahr werden, vornemlich beym Spiel, wo sie sich zeigen, wie sie sind. Mores se inter ludendum simplicius detegunt, sagt Quinktilian.

Die Zufriedenheit, nach dem Spanischen.

Mein Königreich ist mein Gemüthe;
Ich finde Freuden in mir selbst,
Die alle Freuden übertreffen
Die uns das Schicksaal schenken kann.

Mir fehlt zwar, was die meisten haben,
Und was den meisten Glücke scheint;
Doch ich kann dieses Glück entbehren:
Besitz ich nicht weit mehr, als sie?

Zufrieden leb ich, strebe weiter
Nach nichts, als was ich haben muß;
Und dieß verschaft mir mein Gemüthe:
Nach hohen Dingen streb ich nicht.

So triumphir ich, als ein König,
Und tauschte wohl mit keinem je;
Mit dem, was mein Gemüth mir schenket,
Zufrieden, das ist er nicht oft.

Ich sah den Ueberfluß oft darben,
Den fallen, der am höchsten stieg;
Ich sah, wie der erhabnen Eiche
Am öftsten Ungewitter drohn.

Seht, wie der Haufe sich nicht plaget,
Mit Sorgen sammelt, sorgend giebt!
Dank seys dem Himmel: solche Sorgen
Beschweren meine Seele nicht.

Ich lache nicht bey andrer Leiden,
Ihr Glück erfüllt mich nicht mit Neid,
Was andre zu ertragen haben,
Das machet die Geduld mir leicht.

Erschüttert durch des Schicksals Wogen
Wird nie mein ruhiges Gemüth.
Beständig sicher seines Havens
Verlachet es der Stürme Wuth.

Wer viel besizt, strebt stets nach mehreru,
Und ist bey seinem Reichthum arm.
Mir gnügt mein Bißchen, das ich habe,
Und bin bey meiner Armuth reich.

Arm ist der Reiche; reich ich Armer.
Er bettle, und ich spende aus,
Er scharrt zusammen; ich vertheile.
Er quälet sich; ich lebe froh.

Gesundheit, rosenfarbner Himmel
Sind meine Güter – und mein Schutz
Ein unbeflecktes rein Gewissen,
Das nicht vor seinem Richter zagt.

Ich will mir niemands Gunst erbetteln,
Durch Tugend nur erkaufen sie.
So leb ich stets – so will ich sterben,
Beglückt ist der, so denkt, wie ich.

Des trunknen Siegers Lorbeerkränze
Des Fürsten Flitterpracht, den Witz,
Der tückisch mir zu schaden suchet,
Verachtete mein Herze stets.

Mir hat beym Anblick goldner Kästen
Mein ruhig Herze nie gehüpft
In meiner Wag wird Krösus Reichthum
Vom leichtsten Strohlhalm aufgewägt.

Ich fürchte nicht den Zorn Fortunens,
Ich weiß nicht, was die Sorge ist!
Mich reizen veilchenvolle Thäler,
Auf steile Felsen klimm ich nicht.

Im größten Sturm sitz ich am Ufer
Und lache der vergebnen Müh
Des Thoren, welcher zu gewinnen
Sich plagt, was er verlieren muß.

Ich lache meines Feindes Tücke,
Was kann er mir denn Schaden thun?
Ich kann, so sehr er mich beleidigt,
Von ganzem Herzen ihm verzeihn.

Den Reichen ehr' ich? – Nur zuweilen.
Ihn fürcht ich? – Nun und nimmermehr.
Verachtet wird von mir kein Armer;
Wie oft ist der nicht Kronen werth?

Um meinen Eigensinn zu stillen,
Raub ich mir keine Stunde Schlafs,
Und in der Antichambre lauern
Sollt' ich? – Ja morgen! grossen Dank!

Gleich

Gleich fern vom Reichthum und vom Mangel,
Erhalte, gütger Himmel! mich.
Dieß ist mein einzger Wunsch. Kein Reichthum
Gleicht einem ruhigen Gemüth.

Nachricht.

Es haben sich, wie ich höre, einige Personen erkundigt, warum ich meine einfältigen und unvorgreiflichen Gedanken nicht mehr zum Text drucken lasse, wie ichs im Anfang zu thun pflegte. Daß ich wohl noch immer so meine Gedanken für mich habe, kann man leicht denken; daß ich sie aber für mich behalte, dünkt mir rathsamer zu seyn; denn theils verstehen einem die Leute nicht recht, und zumal hab' ich diese böse Eigenschaft an solchen Herren bemerkt, die alles aus dem Fundament verstehen sollten — und vielleicht auch glauben sie verstündens; theils

kann man's der eigensinnigen Welt nicht recht machen, man mag auf einem, zwey, drey oder vier Beinen laufen. Und drum hab' ich nichts mehr drucken lassen.

Ich hab freilich seit der Zeit viele Bogen Papier mit meinen Gedanken beschrieben, und hab sie alle fleißig in mein Pult gelegt; hab auch Verse gemacht, durch die ich mir noch mit der Zeit sogut als jener Wurstmacher und jenes Trödelweib, ein Lorbeerkränzlein erwerben werde. Sollten bessere Zeiten kommen, wozu uns von verschiedenen Orten her Hofnung gemacht wird, so kanns wohl seyn, daß ich sie herausgebe; fahr ich aber vor der Zeit zu meinen Vätern — nun so mag der, dem mein Pult zufällt, damit thun, was er will. Meine Knochen im Grab unten werden sich nichts drum kümmern.

Mag vielleicht mancher denken, ich wär der muthwilligen Satyrn einer, die da all die Menschen und Thiere, die vor ihrer Waldhöhle vorübergehen, mit einem grin-

sen.

senden Hohngelächter, oder einigen Geißelhieben verfolgen, oder vielleicht gar ein heimlicher Feind der Religion und Tugend, weil ich mit meinen Gedanken so heimlich thue. Kann's aber jeder guter Freund, der mich besuchen will, lesen, wenn's ihm beliebt — getreulich und ohne Gefährde. Soll auch zuweilen im Kranken etwas davon erscheinen.

Die Narren, und Thoren, und Lallo's, und Schlafmützen und dergleichen Gezüchte auszulachen, verlohnt sichs wohl nicht der Mühe. Die wenigsten glauben nichts weniger, als daß sie es sind, auf welche der Esel gestochen wird; gaffen wohl auf ihren Nachbarn herum, und lachen mit; denn daß man in einer ansehnlichen Würde, mit einem dicken Bauche und aufgeschwollnen Kinn, und in einem guten Kleide ein Thor oder ein Lollo seyn kann, können sich diese glücklichen Herren nicht wohl überreden. Andere verstehens gar nicht, weil ihr innerlicher und äußerlicher Sinn stumpf ist; und alle miteinander bleiben, wie sie sind. Denn

Ver-

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren,
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt
dumm.
Sie werden euren Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zufrieden,
Das ist ihr Privilegium.

Das einzige, was ich mir bey meinem künftigen Wandel durch die Welt, fest vorgenommen hab, ist, daß ich immer so reden werde, wie ich denke. Der Kranke mag dieß nicht wohl von mir leiden, und hat mir besonders zur Lehre und Warnung vor etlichen Wochen Hartmanns Geschichte drucken lassen. Will's freilich nicht so grob machen, wie's Hartmann gemacht hat; aber eh ich der bekannten Lehre des Dichters

„Nichts reden, nichts hören, nichts sehn,
„Führt sicher durch die Welt –

folgte: eh wollt ich mich in einen Winkel hinsetzen und die Welt Welt seyn lassen. Ich

kann

kann niemand weniger, als die Leute ausstehen, von welchen der englische Dichter sagt:

Be of your patron's mind, what e 'er he sugs,
Sleep very much, think tittle, and talk lesſ,
Mind weither, good nor bad, nor right, nor wrong,
Bur eat your pudding, slave, and hold your tongue.

d. i.

„Sey deines Gönners Meinung, er sage was er will, schlafe viel, denke wenig, noch weniger rede, thue weder Gutes noch Böses, weder erlaubte noch unerlaubte Dinge, sondern iß deinen Pudding, Sklave, und halt's Maul."

Num. 35.

Ueber das Vergnügen.

Es ist doch sonderbar, daß die Menschen in keiner Sache verschiedenere Meinungen haben, als in eben derjenigen, nach der sie alle geizen, und in welcher sich, wie in einem Mittelpunkte alle ihre Handlungen vereinigen, nemlich in dem Geschmack an verschiedenen Vergnügungen. Alle Menschen miteinander haben ursprüngliche Empfindungskräfte mit auf die Welt gebracht, und man sollte meinen, es müßten diese alle, wie die Strahlen eines Cirkels, an einem Orte zusammenlaufen. Allein Erziehung, Gewohnheit, Vorurtheile und Nebenbegriffe leiten sie alle auf verschiedene Wege und zu verschiedenen Zielen. Diejenigen Vergnügungen, nach welchen die einen mit schnellen Schritten nud unaufhaltsamer Begierde eilen, stehen vor andern ungebraucht da, die mit gleichgültiger Ruhe, oder wohl gar mit

Eitel vor ihnen vorbeyschleichen. Der eine füllt geizig seine Schaale biß oben aus einer Quelle, die dem andern so bitter, als Wermuth zu seyn dünket. Wenn der eine Theil der Sterblichen sich ganz den sinnlichen Vergnügungen widmet: so opfert der andere alle Kräfte seiner Thätigkeit den Vergnügungen des Verstandes auf.

Wenn man nun diesen durch einander wimmlenden Haufen des Menschengeschlechtes so ruhig zusieht: so fallen einem dabey allerhand sonderbare und gute Gedanken ein. Sind sie wohl alle glücklich, wenn ein jeder von ihnen dasjenige Vergnügen erhält, nach dem er am begierigsten strebt? Ist es der Ehrsüchtige, wenn er seinen Felsen erklettert? – Der Habsüchtige, wenn er seinen Kasten gefüllt? – Der Gelehrte, wenn er ein todtes Wort ergrübelt? – Der Weichling, wenn er seinen ecklen Gaumen gekützelt hat?

Ich stell' mir die Sache eben so vor. Das Insekt ist, als Insekt eben so glücklich, wenn es die süsse Blüthe eines Baums oder einer Blume erkrochen hat, als der edelste Mann, wenn er sich eine große That erkämpfet, oder das warme Herz, wenn es sich einen gleichgestimmten Freund erworben hat – aber freilich jedes nach seiner Art. Dasjenige, was einer niedrigern Art von Geschöpfen, oder auch einer niedrigern Klasse der Menschen, ein grosses Vergnügen zu seyn dünkt, muß einer höhern Geschöpfart oder einer bessern Klasse der Menschen, unedel, eckelhaft und verächtlich vorkommen, und ist es auch. Denn wenn ich gleich zugebe, daß dem Wollüstigen sein Vergnügen ein Vergnügen ist: so geb' ich noch lange nicht zu, daß es ein edles Vergnügen ist. Denn wenn gleich alle Ordnungen der Geschöpfe durch verschiedene Empfindungskräfte von einander abgesondert sind, so daß nicht alle aus einerley Gegeständen ihre Glückseeligkeit schöpfen: sie sind doch nicht alle gleich glücklich, wenn auch eine jede ihre

Begierden und Empfindungen befriedigen kann.

Seinen Gaumen durch niedliche Gerichte und kostbare Getränke zu kützeln, halten viele Leute, die, wie das liebe Vieh, auf dieser Welt, so zu sagen, in der Mastung stehen, für ihr größtes Vergnügen und also auch für ihre größte Glückseeligkeit; und im Grunde gehört es in die niedrigste Klasse der Freuden, die bloß die thierische Natur angehen. Es hat zwar die Vorsicht mit der nothwendigen Sättigung des Körpers eine angenehme Empfindung verbunden: aber sie soll nicht unser Götze seyn, sie soll uns nur antreiben für unsern Körper die nöthige Sorge zu tragen. Daher ist auch die Stillung des Hungers mit einem weit grössern Vergnügen verbunden, als der schwelgerischste Genuß der niedlichsten Speisen. Dem fleißigen Landmann schmeckt sein vom Hunger gewürztes Brod gewiß besser, als dem ekelen Apicius sein aus allen Reichen der Natur zusammengebetteltes und erkünsteltes Mahl.

So viel muß ich aber sagen, daß sich diese Vergnügungen ungemein erhöhen und und veredlen, wenn sich moralische Freuden damit vermischen. Der unersättliche Schlemmer, der sich einsam in sein Zimmer verschließt, und bloß darinnen ein Vergnügen sucht, seinen Bauch zu füllen, ist eine verächtliche Kreatur. Wenn aber der Epikurer von einer bessern Art, durch Freygebigkeit, Menschenliebe und Freundschaft belebt, dem Fremden, dem Dichter, dem Künstler, dem Freund und wohl auch dem Hungrigen seine Thür öfnet, und sie mit heiterm Gesichte und frölichem Herzen an seiner Tafel, wie ein Vater seine Kinder, um sich her versammelt, so werden wir, im Fall die übrigen Umstände gleich sind, und er nicht vom Raube mittheilt, gewiß nicht mit solchen Blicken der Verachtung, wie auf den erstern heruntersehen. — So kann der Mensch jedes sinnliche Vergnügen veredlen und erhöhen, wenn er seine moralische Natur an dem Genuße Antheil nehmen läßt.

Eine andere Art von sinnlichen Vergnügungen, die von der Befriedigung eines unruhigen Triebs, der uns mit den unvernünftigen Thieren gemein ist, abhänget, gehört ebenfalls in die niedrigste Klasse. Diese Empfindung, ohne Liebe und Hochachtung moralischer Eigenschaften, ohne Absicht auf die Mittheilung des Vergnügens, ohne den süssen Gedanken, geliebt zu seyn, kommt nicht einmal dem Vergnügen gleich, dessen sich einige unvernünftige Thiere, von der feinern Art bewußt zu seyn scheinen. Wenn die Nachtigall im schattichten Gebüsche unter herzenschmelzenden Gesängen um ihre Gattin buhlend herumflattert: so scheint ihr Vergnügen von einer weit höhern und edlern Art zu seyn, als das Vergnügen eines viehischen Menschen, der ihm mit sinnloser Begierde nachtaumelt. Wenn sich auch zuweilen moralische Eigenschaften mit dieser Begierde zu vermischen scheinen; so sind es oft solche, die selbst die Seele in einen beklagenswürdigen Zustand versetzen. Sie bringen eine ungedultige Hitze in derselbigen hervor; sie rauben ihr die

Kräf-

Kräfte, sich selbst zu beherrschen; sie stürzen sie oft in eine Sklaverey, die ihr Aufrichtigkeit, Rechtschaffenheit und alles Gefühl der Ehre entzieht. Dazu kommt noch eine seltsame Einbildungskraft, das Mißvergnügen über widrige Zufälle, welchen solche ausschweifende Begierden ausgesetzt seyn müssen, und das völlige Aufhören der vorüberfliehenden Empfindung.

Man nennt also mit Recht die Natur dieser Vergnügungen sinnlich oder thierisch und unser eigenes Herz wird uns hinlänglich überzeugen, daß die wahre Glückseeligkeit der menschlichen Natur in ganz andern Vergnügungen von einer edlern und dauerhaftern Art bestehen müsse.

Derjenige aber müßte seine eigene Natur nicht kennen, oder etwas besonders vor andern Menschen voraus haben wollen, der alle sinnliche Begierden schlechterdings verdammen, und jeden Genuß für Sünde halten wollte. Ich hab' als Jüngling und als Mann

viel solche heilige Adepten kennen lernen, die sich in den Augen der Welt ihrer menschlichen Natur zu schämen schienen, und

Der großen Wahrheit voll, daß alles Sünde sey,
Womit der Mensch in seinen Frühlingsjahren,
Berauscht von süsser Raserey,
Leichtsinnig, rasch und unerfahren,
In seinem Paradies von Rosen und Schasmin
Ein kleiner Gott sich dünkt —

einen gewissen Geruch der Heiligkeit um sich her verbreiten wollten, über jeden andern guten Menschen, der sich eine unschuldige Freude pflückte, oder mit reinen Lippen und unbefleckten Herzen aus dem Becher des Vergnügens trank, seufzten — oder wohl gar lästerten; in der Stille aber die niedrigsten Sklaven ihrer Lüste waren, und sich über kurz oder lang auch in den Augen der Welt als solche zeigten. Der billige und vernünftige

Mann

Mann wird also gegen die gemäßigten sinnlichen Begierden eine gewisse Nachsicht beobten, und sich den Genuß derselbigen durch Mässigung und Vermischung mit edlern und höhern moralischen Freuden untadelhaft und schmackhaft zu machen suchen.

Eine bessere Klasse der Freuden sind die Vergnügungen der Einbildungskraft, und die Empfindungen der Schönheit und Harmonie, die man aus den schönen Künsten und Wissenschaften schöpfen kann. Sie sind des Menschen würdiger, weil an ihnen sein Geist Antheil nimmt; sie sind reiner nnd schmackhafter, weil keine unruhige thierische Begierde vorher geht und kein eckelhafter Verdruß darauf folget; sie sind dauerhafter, weil wir uns einen grossen Theil unsers Lebens damit beschäftigen können, ohne uns zu sättigen oder uns in dem Genuß derselbigen zu erschöpfen. Nur Vorurtheil und Unverstand wird demjenigen einen Vorwurf machen, der sich dem Vergnügen, das diese Gegenstände gewähren, überläßt, wenn er anderst nicht

wichtigere Pflichten der Tugend darüber aus den Augen setzt.

So wie die Vorsicht alles gut und weise gemacht hat: so hat sie auch unsere Herzen sehr genau dadurch mit unsern übrigen Brüdern zusammengewebt, daß das Glück anderer Menschen in unserer Seele eine angenehme Empfindung hervorbringt. Daraus entstehen die Vergnügungen der Sympathie oder der Theilnehmung an den Freuden anderer. Wenn gleich nicht alle Herzen mit gleicher Stärke dieser edlen Freuden theilhaftig werden können: so bringen wir doch die Anlage dazu von Natur alle mit uns auf die Welt. Es ist nichts als Ausartung, wenn das Herz so stumpfe Fibern hat, daß keine sympathetische Freude auf dasselbige die gehörige Wirkung machen kann. Diese Empfindungen sind besonders sehr stark gegen Kinder, Eltern, Freunde, Wolthäter oder Leute von ausserordentlichen Verdiensten, gegen Sekten, Partheyen und das Vaterland.

Wenn ein Kind oder ein Freund von uns ein ansehnliches Glück erlangt hat, wenn er eine schöne, grosse, tugendhafte That verrichtet, wenn unsre Partheyen oder unser Vaterland sich einen besondern Ruhm oder Vorzug erworben, wenn einer, den wir lieben einer gefürchteten Gefahr entgangen: so wird ein unverdorbnes Herz eine Freude empfinden, welche die andern Vergnügungen, die wir vorher genannt haben, weit übertrift. Man opfert oft manches Vergnügen der Sinnen, oder der Einbildungskraft auf, um sich eine solche Freude zu verschaffen. Der Vater entsagt sich viele Freuden, um sein Kind glücklich zu machen. Der Freund fürchtet keine Gefahr, um seinen Freund einer Gefahr zu entreissen. Der Patriot durchwacht viele Nächte, um das Wohl seines Vaterlandes zu gründen. Dieses sind die edlen Vergnügungen, die uns die Ausübung unserer heiligsten Pflichten, die wir als Glieder grösserer oder kleinerer Gesellschaften beobachten zu haben, auf eine bewunderungswürdige Weise erleichtern uud versüssen.

sen. Jemehr unser Herz daran Geschmack findet, desto bessere Väter, Kinder, Freunde und Bürger werden wir seyn.

Die allerhöchste und edelste Klasse der Vergnügungen sind unstreitig diejenigen, welche aus dem Bewußtseyn guter Handlungen entspringen. Wer so glücklich ist, aus dieser himmlischen Quelle der Freuden zu schöpfen, der genießt schon als Sterblicher etwas von den Freuden des Himmels. Die höchsten sinnlichen Freuden sind gegen sie das glänzende Spielwerk eines Kindes gegen die unschätzbaren Kostbarkeiten eines reichen und verständigen Sammlers. Selbst die reinsten Vergnügungen der Einbildungskraft, oder der tiefsinnigsten Erkentniß sind mit der unwandelbaren Freude, welche aus dem Bewußtseyn eines guten Herzens, mit dem erhabnen Beyfall, den man in sich selbst empfindet, wenn man seinem Vaterland oder seinen Freunden richtige und nützliche Dienste geleistet hat, oder mit dem süssen Gedanken, sich um das menschliche Geschlecht

schlecht wohlverdient und seines Beyfalls würdig gemacht zu haben, im geringsten nicht zu vergleichen. Sagt selbst, ob nicht in euren Augen, ein Aristid, ein Timoleon, ein Scipio, nur der leztere nicht als Zerstörer von Karthago, weit ehrwürdiger sind, als der größte Mahler, der die Natur mit seinem Pinsel in der höchsten Schönheit vollkommen darstellt — oder als der feurigste Dichter, der den erhabensten oder süßesten Gesang dichtet?

So angenehm und edel auch die sympathetischen Vergnügungen sind: so bleibt unsere Seele bey ihnen doch immer unthätig; dahingegen bey den letztern die Thätigkeit unserer Kräfte wenn wir sagen können: dieß haben wir gethan! — eine erhabene und höchst angenehme Empfindung mit sich führet. — Wer einen Gott glaubt, und wem an dem Beyfall und der Gnade Gottes gelegen ist, der genieset bey dem Bewußtseyn einer tugendhaften Handlung ein so reines und himmlisches Vergnügen, daß er gewiß

kein einziges derselben gegen die vorüberfliehenden Freuden einer halben Welt würde vertauschen mögen.

Mit reinem Herz hinauf gen Himmel schauen,
Und sagen Gott! du Gott bist mein Vertrauen! –
Welch Glück, o Mensch! kann grösser seyn.

Obgleich unter den moralischen Vergnügungen die Freuden der Religion und Ehrfurcht gegen Gott besonders bemerkt zu werden verdienen, und die höchste Klasse unter allen ausmachen: so ist es doch wider meine Absicht hier weitläuftig davon zu reden. Vielleicht thue ich es nächstens.

Und noch über dieses sind diese edlen moralischen Freuden von einer solchen Natur, daß sich auch die Vergnügungen der Einbildungskraft mit ihnen vereinigen lassen, und daß man bey ihrem Genuß selbst den Genuß

der

der himmlischen Freuden nicht entsagen darf; denn

Vergnügt zu seyn ist wohl erlaubt,
Die Unschuld paart sich mit der Freude.
Ein Weiser, der die Gottheit glaubt,
Geht drum nicht stets im Trauerkleide.

Auch ihre Dauer empfiehlt sie uns von der vortheilhaftesten Seite. Wenn andere Freuden nach dem Genuße augenblicklich verschwinden: so blühen diese noch lange fort, und – wenn ich so sagen darf, noch in die Ewigkeit hinüber. Die Erinnerung ist allemal ergötzend, und diese ist es, welche das Vergnügen dauerhaft macht. So wie derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, allezeit ein süsses Vergnügen empfinden wird, wenn er denselbigen blühen und nach vielen Jahren Früchte tragen sieht: eben so wird das Herz desjenigen ein süsses Vergnügen beleben, wenn er die Folgen einer guten Handlung aufblühen, und viele Jahre hindurch immer mehrere und reifere Früchte tragen sieht.

Wir wollen uns also glücklich schätzen, wenn unser Herz solcher Empfindungen der edlern und höhern Freude fähig ist. Es ist ein Vorzug den wir vor tausend andern Geschöpfen und vielleicht auch vor tausend andern Menschen zum voraushaben. Der Wurm, der sich auf seinem Rosenblat ein Gott zu seyn dünkt, soll von uns weder beneidet, noch auch mit einer stolzen Verachtung von uns verdammet, oder in den Koth hinuntergetretten werden.

Num. 36.

O tempora! o mores!

Wir leben jezt in einem Zeitpunkte, wo alles was Hände und Finger hat, an der Geister- und Körperwelt flicken und bessern will. Ob all dieß Flicken und Ausbessern nöthig sey? ist wohl keine Frage – ob aber wirklich viel dabey herauskommt, ist eine andere.

Nicht wahr? Sie, mein Herr, der sie mit ihrem runden Körper und eben so runder Seele, wie ein aus der Mode gekommenes Möpschen vor mir dastehen, halten von dergleichen Neuerungen nichts? – Hübsch beym Alten geblieben! – dies ist ihr Wahlspruch. Und in der That ist dieses erstlich auch eine so bequeme Bärenhaut, auf der man in sanftem Frieden und ungestöhrter Ruhe sicher fortschnarchen, seines Wanstes

pflegen und aller seiner Pflichten vergessen kann, und zweitens hat's einem so viele saure Mühe gekostet, bis man das Bißchen Dunst in das fette Gehirn hineingebracht hat, daß man froh ist, wenn es drinnen bleiben mag – wollte man's herausblasen, so wär ja gar nichts drinnen, und weils doch einmal unter den Menschen so Mode ist, daß man etwas wissen muß, und das liebe Brod auch da herauswächst: so wär' man ja nicht klug, wenn man nicht hübsch beym Alten bliebe. Die wunderliche neue Art in der Dichtkunst, z. E. in der man die Reimklappern hinten am Ende der Verse nicht mehr für das wesentliche der Poesie halten will, da man Verse machen soll, wie sie die heidnischen Dichter Homer, Pindar, Virgil und Tibull gemacht haben, taugt gar nichts. Sonst hieß es doch wohl von einem Mann, er mag ein Schneider oder ein Rath gewesen seyn, wenn er Sonne und Wonne, Schwager und Krankenlager, ein und seyn zusammenkleistern konnte: – er ist ein Poet – er macht gute Verse u. d. g. Jezt lachen aber

die

die grossen deutschen Gelehrten und Geister über dergleichen Leute, wie etwann die Generals über die kleinen Jungen lachen, die mit papiernen Husarenmützen und hölzernen Säbeln auf den Strassen der Soldaten spielen. — Sonst hat man mit so guter Manier und so wenigem Kopfbrechen einen Knaben geschickt und weise machen können, wenn man ihm, wie ein blindes Pferd, immer auf der Scheibe im Kreis herumführte, ihm das Mündchen taktweis sperren lernte, und seinen Geist durch ein ewiges Wiederkäuen fütterte, oder vielmehr satt machte. Jezt soll man vorhero, ehe man ein Menschenkind unterrichten will, das grosse Räthsel, den Gang der menschlichen Seele, kennen lernen — mehr wissen, als unsere grossen Vorgänger, die Mönche gewußt haben — nicht mehr mit dem Stecken oder der Ruthe Kenntniße einbläuen — die Klösterbücher, über die sichs gut mit leerem Kopfe dociren lies, wegwerfen und dafür geistnährende Bücher nehmen, die man doch eben so wenig, als das Kind selbst versteht. — O tempora! o mores!

Quis expedivit psittaco suum χαῖρε,
Picasque docuit verba nostra conari?

Und wenn ich auch gleich diesem dickwangigtem Mann Recht gegeben, und seine Sache aufs beste vertheidiget habe: so wird doch noch von andern Seiten in mich gedrungen, und ob ich gleich bey dem ganzen Schauspiel nur einen blossen Zuschauer abgeben wollte, so muß ich doch noch diesen Mann, der mit seiner hinaufgezogenen schmalen Stirne, mit seinen tiefliegenden Augen, und mit seiner aufgestülpten Unterlippe, etwas wichtiges auf dem Herzen zu haben scheint, einen Augenblick anhören.

„ Wir müssen nicht klüger seyn wollen, als die Alten gewesen sind! „ – Sie haben ganz recht, mein lieber Herr Paläophil! So wie die Verjährung in bürgerlichen Sachen zu dem stärksten Gesetze werden kann, so daß selbst alle Vorschriften der Natur und des gesellschaftlichen Rechts sich vor ihrem eisernen Scepter beugen müssen: so verdient auch eine jede Meinung, eine jede Gewohnheit,

und

und s. f. die mit dem ehrwürdigen Rost des Alterthums überzogen ist, unsere Verehrung und Hochachtung; denn ich sehe mit gemahlten Mönchsbuchstaben das schreckende: procul este profani! deutlich darüber geschrieben. Natürlicher Weise mußten unsere Vorfahrer klüger als wir seyn; denn sie lebten ja in jenen berüchtigten Zeiten, die noch nach späten Jahrhunderten unsere Nachkommen in Erstaunen setzen werden. Verdienen sie nicht nachgeahmet zu werden, daß sie die böse Hexen zu tausenden verbrannt — die blutigen Handschriften dem Teufel wieder abgenöthiget — das Mark des Landes den unbrauchbarsten Müssiggängern in den Schoos geschüttet — alle natürlichen Ursachen der Dinge den Wunderkräften würkender Geister zugeschrieben — das im Gehirne stockende Blut mit Seegenssprüchen und schwarzen Hennen wieder in Gang gebracht — beym Schröpfen und Aderlassen fleißig das Aderlaßtäfelein, als ein untrügliches Orakel, zu Rathe gezogen — ihre Kalender mit chaldäischen Possen gespickt — den Kindern alles, nur

das nicht, was sie brauchen konnten, gelernet – grosse Wolkenparücken, weite Pluderhosen und Wämser, von deren einem man jetzt ein halbes Duzend Soldaten kleiden könnte, getragen haben? –

So muß man oft in der Welt durch das liebe Rechtgeben fortkommen. Man ist freilich nicht allezeit in der glücklichen Laune, in der man mit ungetrübtem Gesichte seinem Nachbar Beyfall geben kann, wenn er sagt: der Schnee ist schwarz, und das Feuer ist naß. Aber wohl dem Sterblichen, der diese gute Laune immer mit sich herumträgt! Sein Weg wird eben und seine Tage werden lustig seyn. Meistentheils sind die Streitigkeiten, worüber die Menschen einander in die Haare gerathen, und einander böse Stündchen machen, Streitigkeiten über – Nichts. Wenn es aber freilich eine Wahrheit anbetrift, welche die wesentliche Glückseeligkeit des Menschengeschlechtes untergräbt, oder die Ehre des Ewigen beleidigt; dann darf der Weise

alle Kräfte seines Muths sammeln, und wie Luther das Schwerdt ziehen, *) oder wie Sokrates den Giftbecher trinken: — es wird ihm Ehre und Pflicht seyn.

Nun aber in allem Ernste davon gesprochen! — Alle Anstalten, die Grosse und Kleine (freilich nicht überall) treffen, das menschliche Geschlecht besser und glücklicher

*) Diese Worte, das Schwerdt ziehen, müssen aber ja wohl verstanden werden. Nicht wie die blinden Verfolger der ersten Bekenner der christlichen Religion, oder die eben so blinden Verfolger der anderst Gesinnten, die neuen Inquisitoren, die vielleicht eben so viel Blut vergossen und eben so viel Unglück gestiftet haben, als alle Nerone und Domitiane und Aureliane — das Schwerdt gezogen haben; sondern mit allen gesammelten Leibes- und Gemüthskräften den der menschlichen Glückseeligkeit feindlichen Irrthum ausjäthen und die glücklichmachende Wahrheit unter den Menschen, bloß aus wohlwollenden Absichten, auszubreiten.

zu machen, beschäftigen sich meistens nur mit Nebensachen, die zwar immer auf eine nähere oder entferntere Weise, Mittel zur wesentlichen Besserung sind: aber es doch erst durch lange oder kürzere Umwege, auf welcher das Abirren vom Ziele eine gar leichte Sache ist, werden müssen.

Ich gebe allen den Anstalten, die man in unsern Tagen zur Verbesserung der natürlichen Oekonomie, im weitesten Verstande genommen, gemacht hat und noch machen wird, meinen herzlichen Beyfall. Sie sind schon, ohne Verhältnis der Zeiten und Umstände betrachtet, nothwendig und — wenn man es haben will — auch sehr nützlich; aber nach dem jetzigen Verhältniß, in welchem die Gesellschaften so wohl untereinander, als miteinander stehen, ganz unentbehrlich. Der Fürst, der sonst nach dem Verhältniß seines Landes, hundert Soldaten ernährte, hat jetzt tausend zu versorgen. Es müssen also alle Kräfte der Natur, der Kunst und des Fleißes an-

gestrengt werden, um dieses zu bewerkstelligen. Hier ist die Nothwendigkeit die Mutter aller Neuerungen.

Ganz aufgeklärt, wie manche meynen, sind unsere Zeiten bey weitem nicht; aber doch ist eine Morgendämmerung da, die bereits viele Schatten vertrieben, und manche im Dunklen ruhende, oder nur halb erkannte Wahrheit, kentbarer gemacht hat. Man fängt jetzt an den meisten, doch nicht an allen protestantischen Orten, auch in vielen katholischen Orten, zur Beschämung der zurückbleibenden Protestanten, an, einzusehen, wie nothwendig es theils nach dem Bedürfniß, theils nach dem Verhältniß unsers Jahrhundertes sey, jene mönchische und sklavische Wörterzucht, die den damaligen Zeiten, wo Unwissenheit und Mangel des gesunden Menschenverstandes der Hauptendzweck der ganzen Disciplin war, höchst angemessen gewesen, aus den öffentlichen und Privatschulen zu verbannen, und dafür eine

Disciplin einzuführen, bey der die Vernunft die ihre von Gott verliehene Gerechtsame ausüben, und den Menschen zu der Bestimmung, auf die ihn sowohl seine Religion, als seine gesellschaftliche Pflicht hinweiset, führen kann. Es wird z. E. inskünftige dem Staatsmann allezeit nützlicher seyn, wenn er weiß, woher die Veränderung der Jahrs- und Tageszeiten kommen, als wenn er, ohne Sinn und ohne Verstand, wie ein plappernder Papagey, eine grammatikalische Unterausnahme, oder die Reihe der macedonischen Könige herschnarren kann: denn ich sage es noch einmal, für junge Knaben ist dieß nichts, als ein bloßes Herschnarren. So wird auch der künftige Lehrer der Religion es weit nöthiger haben, zu den ächten Beweisen seiner Religion vorbereitet zu werden, als mit unverständlichen Beweisen wider die Donatisten, Nestorianer und Monotheliten, gerade als wenn er in einer Kirchenversammlung präsidiren müßte, ausgerüstet zu werden. – Wer wird heutzutag eine Armee

mit

mit Sturmböcken und Ballisten oder Morgensternen und Doppelhacken ins Feld schicken?

Aber bey dem allen thut man noch immer zu wenig zum Besten der Tugend und unmittelbaren Glückseeligkeit des menschlicher Geschlechtes. Immer heißt es: wisset dieses, oder glaubt jenes: aber selten oder nie heißt es: thut dieses, oder lasset jenes!

Daß der Staat Aufseher der Sitten, im eigentlichen Verstande, bekommen werde, läßt sich nach allen Aussichten so bald nicht hoffen, weil Tugenden und Laster, außer dem bürgerlichen Verhältniß, weder belohnt noch bestraft werden. Selbst in den Schulen, wo man nach der Natur der Sache und dem Rath unverwerflicher Pädagogen Censoren haben sollte, sind die Sitten, das Gefühl der Ehre und Tugend, und das gute Herz entwe-

weder nur eine Nebensache, oder etwas, das ganz außer ihrem Gesichtskreis liegt.

Willkommen und ehrwürdig müssen also einem jeden Menschenfreunde diejenigen Anstalten seyn, die hie und da Privatpersonen zur Beförderung der Tugend und der bürgerlichen Glückseeligkeit gemacht haben. Das Rosenfest zu Salency ist bekannt. Ewig Schade! daß es in Deutschland nur an einem einzigen Ort nachgeahmet worden. O wenn ich doch einen edlen, einen großmüthigen Mann, der ein Freund der Tugend und selbst tugenhaft ist, aufmuntern könnte, auf seinem Dorfe, es möchte so klein seyn, als es wollte, eine ähnliche Veranstaltung zu treffen, die häusliche Tugend, häuslichen Fleiß und gesellschaftliche Treue zu befördern im Stande wäre! Wenn er auch seiner Neigung zum Vergnügen und Ueberfluß keine Gewalt anthun möchte, und seinem Vermögen etwas entziehen müßte: so würde es auf viele künftige Generationen, einen so kräftigen Einfluß haben, daß seine Nachkommen es mit einem zehnfachen Wucher wieder

der einerndten würden – wenn er ja nur bloß um des Interesse willen gutes thun wollte.

Ich habe eine rechte herzliche Freude empfunden, da ich dieser Tagen in einem öfentlichen Blat eine solche neue löbliche Stiftung angekündigt las. Der berühmte Parlementsadvokat zu Paris, Herr Elie de Beaumont, Intendant der Finanzen des Grafen von Artois, that bey Gelegenheit der glücklicheu Entbindung der Gräfin von Artois, auf seinem Landgute Canon, in der Normandie, ein Fest gestiftet, das unter die nachahmungswürdigsten Veranstaltungen gerechnet werden darf. Es heißt dieß Fest, das Fest der guten Leute, und Herr und Madame de Beaumont haben zu diesem Feste den Kirchspielen Canon, Meßdon, Vieurfüme, und einem vierten, das sie sich zu wählen vorbehalten, 650 Livres einer immerwährenden jährlichen Rente auf die sämtliche französische Geistlichkeit angewiesen, welche

sie

sie ersuchen, diese Rente gegen alle Zufälle sicher zu stellen, und zu bewilligen, daß sie unwiederzahlbar und immerwährend seyn möge. Auch die Rückstände selbiger Rente soll der Pfarrer zu Canon gegen Quittung haben, und zu den Kosten der Preise, Medaillen, Blumensträuße, Bänder und Kronen anwenden. Von den gedachten 650 Livres sind 4 Preise gestiftet, nemlich jährlich zween, jeder zu 300 Livres, nebst zwo Medaillen, Sträußen und Kronen, die am 9ten Oktober, als am Geburtstag des Grafen von Artois, heuer zum erstenmal sollen ausgetheilt werden. Der gestifteten Preise sind vier: 1) der **Preis des guten Mädchens**, welcher einem Mädchen aus gedachten Kirchspielen ertheilet werden soll; das Mädchen muß nicht unter 18, und nicht über 30 Jahr alt seyn. 2) **Der Preis des guten Alten**, einem rechtschaffenen Alten von 65 Jahren, oder drüber, aus einem der besagten Kirchspiele bestimt. 3) **Der Preis der guten Hausmutter** soll einer Frau

ge-

gegeben werden, die von drey lebendigen Kindern Mutter oder Stief-Mutter ist, und gegen diese sich nicht stiefmütterlich betragen hat. 4) Der Preis des guten Hausvaters soll einem Mann in seinem besten Jahren gegeben werden, der seinem Hauswesen gut vorsteht. Diese Preise werden jährlich abwechslend ertheilt. Die Wahldeputirten werden am letzten Sonntage des Augustmonats aus den benannten Kirchspielen erwählet; sie müssen 50 Jahr alt seyn, lesen und schreiben können und in einem guten Ruff stehen. Die Greise und Hausväter, welche künftig gekrönt werden, sollen Deputati nati seyn. Am ersten Sonntage des Septembers müssen sie sich zu Canon bey der grossen Messe einstellen, und drey Personen für jeden Preis wählen, welche dem Herrn von Canon präsentirt werden, der eine daraus wählt. Am folgenden Sonnabend macht der Herr von Canon seine Wahl bekannt, die Sonntags darauf in den Kirchspielen von den Kanzeln abgelesen wird.

Am 9ten Oktober werden alsdann die Preise feierlich ertheilet. Das Polizey-Reglement dieser Stiftung ist in dreissig Artikeln verfasset.

Num. 37.

Quid pro quo.

Vor einigen Tagen kam Matthäus mit einer so wunderlichen Laune nach Hauß, daß ich glaubte, er habe mit jemand einen an's Herz greifenden Verdruß gehabt. Seine Augen funkelten, seine Augenbraunen furchten sich gegen das Nasenbein zusammen, sein Gang war hastig und er zupfte und riß an allem, was ihm zwischen die Finger kam. Da mir seine feurige Gemüthsart, die bey dem kleinsten elektrischen Stoß Funken sprüht, schon bekannt ist, und die mir an ihm wohlgefällt, weil sie die Mutter vieler guten Thaten ist: so wollt' ich ihn vorhero ausbrausen lassen, ehe ich ihn um die Geschichte seines Abentheuers fragte.

Vermuthe, lieber Leser! weiter nichts großes, oder wunderbares – keinen tragischen Auftritt, in dem Liebe oder Zorn das

Schwerdt zog oder die Faust ballte – sondern etwas sehr gewöhnliches, vor welchem tausend andere Menschen, wie vor einem am Wege liegenden Stein, ruhig oder wohl gar lächlend vorbeygehen, und sich wohl über den wundern, der dabey stehen bleiben und sich ärgern kann. Das ist, in gewisser Absicht, ein glücklicher Mensch, den die Natur mit einer so dicken Haut überzogen – oder dem vielmehr die Erziehung so harte Schwülen gemacht hat, daß er nicht bey dem kützlenden Stich eines jeden Insekts, das ihm über die Nase kriecht, zusammenfährt, und auf all das Geschmeisse der Hornissen, und Hummeln, und Käfer, die mit schnarrendem Gewebere ihn auf allen Seiten umgeben, nicht achten darf. Er hat viele ruhige Stunden, die ein andrer, indem er auf dieß Geschmeiße Jagd machet, – oft auch nur machen will – mit unruhigen und verdrüßlichen Kämpfen zubringen muß.

Um also wieder auf die mehr als verdrüßliche Laune unsers Matthäus zu kommen,

men, so entsprang sie aus dem Anblick eines Marktschreyers, der, von einer gaffenden Menge Volks umgeben, seine entweder ganz unwürksamen, oder giftigen Arzneyen öffentlich anpries und verkaufte. Er legte mir seinen Verdruß darüber ungefähr in folgenden Worten an den Tag.

„Hätt' ich mich nicht mit Riesenstärke fortgerissen, so wär' ich auf die Bühne hinaufgesprungen, hätt' dem geduldeten Sünder heruntergestürzt, und dem Volk laut in die Ohren geschrien: ihr seyd alle Thoren und Dummköpfe! – Wenn ich so denke, was es für eine kostbare Sache um das Leben und um die Gesundheit der Bürger ist, und ich seh' so einen Betrüger, der oft Dummkopf und Schurke zugleich ist, auf öffentlichem Markte dastehen und dem Volke um sein baares, oft mit sauern Schweise erworbenes Geld ein schleichendes Gift verkaufen, das, wo nicht gleich tödtet, doch wenigstens langsam die Theile seiner Maschine zerstöret: so ists, als wenn mir einer das

Herz aus dem Leibe reißen wollte. Wär' ich ein Arzt, so wollt' ich, beym Himmel! meinen Kopf nicht eher sanft legen, biß ich meine Mitbürger vor diesen Feinden ihrer Gesundheit und ihres Lebens gesichert hätte. Und ich kanns gar nicht begreifen, wie man es seyn, und doch dabey so stille schweigen kann. Würden es wohl unsere Geistlichen geschehen lassen, daß ein Schwärmer und Irrgeist öffentlich aufstünde, dem Volk eine falsche Lehre predigte und ihre Seelen tödtete? Hat mir recht wohlgefallen, da ich in dem Buch, in dem sie so fleißig herumblättern, ich glaub', in dem Tissot, gelesen habe, daß „wenn sich zu Montpellier Marktschreyer sehen liessen, so hätte die Obrigkeit die Macht, sie auf einen magern und heßlichen Esel, den Kopf gegen den Schwanz gekehrt, zu setzen. Man führe sie in diesem Zustande, unter dem lauten Spottgelächter der Kinder und des gemeinen Volks, durch die ganze Stadt, wobey sie geschlagen, mit Koth geworfen, von allen Seiten gezerret und beschimpft würden.

den." – Wollte Gott! wir hätten auch solche Eselscavalcaden! –"

Es war mir eines Theils lieb, den Matthäus so reden zu hören. Seelen, die sich für eine öffentliche Angelegenheit, die sie nicht unmittelbar angeht, interessiren können, gefallen mir allezeit wohl. Sie sind zu mehr, als gemeinen Thaten geschickt. Sie werden edel und stark genug seyn, dem Eigennutz, dem allgemeinen Götzen des menschlichen Geschlechts sein Opfer zu entziehen und es auf den in eine heilige Wolke verhüllten Altar zu legen, der dem Wohl des menschlichen Geschlechtes geweiht ist. Ich glaube, man kann junge Leute nicht besser probiren: ob sie gemeine Seelen haben, oder nicht, als wenn man ihnen eine Begebenheit, die augenscheinlich zur Schande des menschlichen Geschlechts gereichte, lebhaft erzählt, und auf den Unwillen Acht giebt, den sie dabey blicken lassen.

Weil ich aber dafür halte, daß man in seinem Eifer auch zu weit gehen, und wohl gar ein unglücklicher Misanthrop wer-

den kann, wenn man alle Hügel in der Welt eben machen, und alle Mackeln von der fleckigten Tigerhaut des Menschen abwischen will: so schien es mir dienlich zu seyn, bey dieser Gelegenheit dem guten Matthäus eine wohlgemeinte Lektion zu geben.

Einem jedem, der es mit seinen Brüdern gut meint, und ihr Bestes befördern will, ist Mässigung nöthig. Wär'st du, wie Sokrates, zum Verbesserer der menschlichen Kenntnisse beruffen, so würdest du, ohne sein Beyspiel der Mässigung, des Gleichmuths und der stillen Thätigkeit nachzuahmen, niemals Sokrates werden, oder noch früher als er die traurige Erfahrung machen, daß sich die Menschen manchmal in einer Laune befinden, in der sie sich nicht wollen bessern lassen. Der Mensch ist oft, wie ein unbändiges Pferd, so bald ihm der Reuter die Sporne in den Leib sezt, steigt es in die Höhe und ruht nicht eher, biß es seinen Bändiger heruntergeworfen hat. Wenn man es streichelt, ihm die Augen

zuhält

zuhält und sichs manchmal gar nicht merken läßt, daß man es da oder dorthin haben will: so bringt man's am ersten von der Stelle. Wenn du, lieber Matthäus, z. E. in deinem Zorn auf die Bühne hinaufgesprungen, den Quacksalber heruntergejagt und dem Volke eine demosthenische Predigt über ihren Unverstand gehalten hättest: was meinst du wohl, daß du damit würdest ausgerichtet haben? – Daß die Leute ihre Packets für einen Quark und den Quacksalber für einen Betrüger gehalten hätten? – Glaub' es nicht. Man würde dich für rasend gehalten, und mit Koth geworfen haben. Der Mensch ist einmal von Natur das leichtglaubigste Geschöpf von der Welt. Gewisse hinzugekommene Umstände können diese Leichtglaubigkeit so stark machen, daß gar kein Zweifel mehr statt findet. Der Quacksalber ist ein Fremder, der alle Winkel der Erde durchkrochen seyn will – er trägt ein mit Lahngold beschlagenes Kleid – läßt sich merken, daß er seine Kunst von einem Einsiedler oder wohl gar durch eine unmittelba-

re Gnade des Himmels habe – gebraucht gern heilige Wörter, bey welchen er seinen Hut allezeit ehrerbietig abzieht – hat einen Liebling des Volkes, einen Hanswurst oder Gauckler bey sich: nun gehe hin, und zerstöre den Glauben des Volks an ihn! – du wirst es nicht können! – Poinsinet ist das wahre Bild des Volkes; man kann diesem, so wie jenem alles weiß machen (*), nur das nicht, daß man es zum Besten hat.

Es

(*) Damit ich nicht unter diejenigen Schriftsteller gerechnet werde, die in Hieroglyphen reden, und deswegen zu schreiben scheinen, damit sie nicht verstanden werden; so setze ich zur Erläuterung aus dem Tagebuch eines Weltmanns folgende Stelle her: „Dieser besondere Mann, (Poinsinet) war das Vergnügen einer Gesellschaft spottender Witzlinge, welche ihm glauben machten, er wäre unsichtbar, er wäre in ein porcellänenes Gefäß verwandelt, er hätte die Stelle eines königlichen Schirms gekauft

Es ist bekannt, wie viel man in unsern Tagen, seitdem der arme Graf von Calas

kauft u. s. f. Man überredete ihn, der König von Preußen hätte einen Sohn, dessen Hofmeister er werden sollte. Seine Majestät wünschten über das, daß der Mentor des königlichen Prinzen gar keine Religion hätte. Diese Hinderniß schien ihm nicht unüberwindlich, und man beredete den armen Poinsinet mit leichter Mühe, er wäre der Hofmeister eines grossen Prinzen, der nicht einmal existirte. Ein andermal glaubte er, in der Hofnung, bey der Akademie zu Petersburg angenommen zu werden, die Rußische Sprache zu lernen. Nach einem Zeitverlauf von sechs Monaten fand es sich aber, daß er die niederbrittanische gelernt hatte. Dieser drolligte Bursch war biß zu einem unbegreiflichen Grad leichtgläubig. Man sollte glauben, die Natur hätte, die wunderbarsten Launen in ihm zu vereinigen, ein Vergnügen gehabt. Er verband mit den glücklichsten Einfällen einen gänzlichen Mangel an Mißtrauen; der gewöhnliche Gang der Dinge — alles war ihm fremd."

ein Opfer der unmenschlichsten Grundsätze mitten unter gesitteten Menschen worden ist, für und wider die Toleranz gesagt und gestritten hat. Mich, der ich mich niemals in Sachen, die mich nichts angehen, gemengt habe, geht diese Toleranz nichts an – und damit man mich wohl verstehe: wenn ich meinem Mätthäus Toleranz empfehle, so rede ich nicht von der Toleranz in Glaubenssachen und gegen Andersgesinnte, sondern von einem Herzen,

Das warm von Menschenliebe
Mit reinem unbestochnem Triebe,
Der ganzen Welt entgegen schlägt,
Und ihre Fehler gern verträgt.

Es ist einmal so in der Welt, daß die menschlichen Neigungen und Meinungen so verschieden, als nur immer die Federn des buntfarbigsten Vogels, sind. So war's von Anbeginn her, und so, denk ich, wirds auch bleiben, so lange Menschen Menschen sind. Und im Grunde hat es auch so viel nicht zu bedeu-

bedeuten. Es wäre freilich recht schön und gut – so scheint es wenigstens – wenn alle Menschen einerley Gedanken und Neigungen hätten, und wenns in der Welt so ordentlich zugienge, als nur immer in einer kleinen Marionettenwelt, wo alle Puppen aus einem Munde sprechen und sich alle Hände und Füße nach Eines Willkühr bewegen. Aber, du mein Gott! es wäre auch eine armseelige Welt! Entweder müßten die Menschen von Natur besser seyn, als sie würklich sind, das heißt, sie müßten alle bloß aus Wohlwollen Gutes thun, und das Gute bloß deswegen lieben, weil es gut ist – oder es müßte eine schläfrige Unthätigkeit im Allgemeinen herrschen, und die reichsten Quellen der menschlichen Handlung auf einmal vertrocknen. Würde wohl die Wahrheit etwas dabey gewinnen, wenn man es möglich machen könnte, daß auf einmal aller Irrthum und alle Vorurtheile aus den menschlichen Seelen hinweggelöscht würden? Nicht viel. Es würde keine Untersuchung mehr statt finden, weil man keine nöthig hätte;

te; es würde ein Glauben ohne Gründe, ein treuherziges Nachbeten werden; die Seelen würden anfangen einzuschlummern und träumen und dann wären wir wieder beym Alten. Dieses ist nach meiner Meinung eine von den Ursachen, warum diejenigen Völker, die von andern Völkern abgesondert lebten und noch leben, wie z. E. die Otahiteaner, so schlechte Kenntniße haben und wenig oder nichts von Wahrheit wissen, und warum die Morgenröthe der Wahrheit am hellsten empor schimmerte, wenn die Nacht des Aberglaubens und der Vorurtheile auf der Erde am schwersten lag.

Ich übersehe aber auch oft deswegen gerne dem Menschen seinen Irrthum oder sein Vorurtheil, wenn ich zum voraus merke, daß er selbst über kurz oder über lang denselbigen einsehen und ablegen wird — oder wenn es ein Irrthum von der Art ist, daß weder für den, der ihn hat, noch für andere eine Gefahr dabey zu befürchten ist. Wenn ein Vater seinen Knaben für einen Wunderkopf hält, wenn er Wörter die er

nicht

nicht versteht und auch in seinem Leben nicht zu verstehen braucht, maschinenmässig herplappern kann: so laß mans dem Manne nur glauben; es wird schon eine Zeit kommen, wo er einsehen wird, daß der Knabe nichts weiß, zu nichts taugt. Hat gleich meine seelige Tante ihren Kalender zwanzigmal durchgeblättert und die Täge hundertmal gezählt, biß sie eine Aderläß vornahm: so ließ ich ihr herzlich gern ihren einfältigen Glauben, denn er machte, daß ihr Blut leichter herum lief, und stärkte ihre Gesundheit. Es fällt mir da die schöne Stelle aus dem Werther ein, wo er sagt, daß es grausam wäre, des Kranken zu spotten, der sein Vertrauen in die heilende Kräfte einer Wurzel oder in die Thräne des Weinstocks setzte, und Linderung davon empfände.

Wenn aber eine nähere Pflicht dein Gewissen dringt, deine vom Irrthum eingeschläferte und von Vorurtheilen verblendete Brüder aufzuwecken: so wafne dich mit Weisheit – und thue es. Es darf nur jeder in seiner Sphäre bleiben, und in derselben,

als

als ein kluger und ehrlicher Mann handeln, so wird am Ende auch das Ganze gebessert seyn. Als Lehrer der Religion sey ein Feind aller Meinungen, sie mögen alt oder neu seyn, welche der Ehre Gottes und der würklichen Besserungen der Christen nachtheilig sind. Als Ausleger der Gesetze stürze den Gözen nieder, welcher der Gerechtigkeit die Augen verbindet und ihre Hände fesselt. Als Arzt sey kein Charletan; beobachte und frage, setze dein Vertrauen aber auf keine Universalmittel. Mit einem Worte: denk fleissig an die gute Lehre, die hinten im Katechismus steht:

Ein jeder lern sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Auf ein Bildchen. (*)

Daphnens Bild soll dieß Metall mir zeigen?
Daphnens – der nur Huldgöttinnen gleichen?
Armer Amor zittre nur,
Wenn ein Künstlerstolz dir in das Herze fuhr!
Pinsel zwar und Hand hast du geleitet,
Und

(*) Ist überzwera hergekommen. Dem, der da weiß, was Dichten heißt, wird's wohlgefallen. L.

Und die Farben selbst gemischt,
Den Kontour mit deinem Pfeil bereitet,
Und der Rosen Roth mit Lilien aufgefrischt.
Alle Reize, die um ihre Wangen
Bienchen gleich an Blumenkelchen hangen,
Jene Grazie, die sittsam sich mit dem Schleyer
bedecket,
Sanft erröthend sich unter ein Lächeln verstecket
Und die Blumen am Busen erhebt,
Daß Zenos runzlichte Weisheit erbebt,
Jene Schalkheit, die mit Scherzen verschwistert
In des Hutes Schatten Spöttereyen flüstert,
Und von freyer Stirn hernieder blickt,
Hat dein Pinsel Amor ausgedrückt.
Mund und Hand ist dir geglückt;
Selbst das Grübchen, das ihr Cypris einge-
drückt,
Wo in der Liebe gefährlichen Schlingen
Tausend unschuldige Herzen sich fiengen,
Wo ein Amor grausamer Art
Seine mächtigsten Pfeile verwahrt,
Hat von seinem Reize nichts verlohren.
Freude, aus der Unschuld Schoos gebohren,
Heiter, wie sie in den Fluren irrt,
Sanft, wie sie in Nachtigallen girrt,
Lächeln ihre Augenlieder
Auf mein kleines Körbchen nieder,
Wozu ich jede Blume im Morgenthaue ge-
pflückt,
Jeder einen Kuß für sie aufgedrückt.
Aber das wichtigste ist dir mißlungen,
Jene mächtigen Bezauberungen,
Jener Geist, der sie belebt,

Der

Der der kleinsten Handlung Werth erhebt,
Der, genährt von zärtlichen Gefühlen,
Bey der Jenny Leiden bebt,
Und in kleinen muntern Spielen
Gleich geschickt ein Hirtenfest belebt,
Der den Werth der Tugend ganz empfindet,
Nirgends Glück als in der Liebe findet,
Jenes seelenvolle Lächeln, das erst heute
Dieses Baches Lilien erneute,
Als ihr Auge mir ihr Herz entdeckte,
Und ein Morgenroth die Wangen deckte,
Alles dieses hast du ja vergessen! –
Stümper, pralerisch vermessen
Wollt ich dich bey allen Schönen
Nennen, deine Kunst verhöhnen,
Hätt'st du nicht mit meisterhaften Händen
Um den Sieg der Schönheit zu vollenden,
Dieß ihr Bild ins Herze mir gedrückt.
Sieh nur selbst – du kannst ja fühlen,
Ob es dich nicht mehr entzückt?
Jede Farbe, recht gewählet,
Nicht der kleinste Zug von ihrem Reiz verheelet,
Alles ist, wie Daphne, Grazie.
Geh, bestrafter Künstler, geh,
Um dein Bildchen zu vernichten
Um bey deinem Pfeil dich zu verpflichten,
Nie mehr als zu Seelenmahlereyen
Deinen Pinsel wegzuleihen.

N.

Num. 38.

Ueber die grosse Welt.

Man schwazt immer so viel von der grossen Welt, und thut oft so stolz darauf, wenn man ein paar Blicke in diesen glänzenden Raritätenkasten hineingeworfen hat, daß man glauben sollte, dieß Gaffen wäre mehr, als gesunder Menschenverstand, und Witz und Begeisterung und alles, was den Werth einer Seele erhöht, und sie zu allem, was groß und gut ist, fähig macht. Es ist wahr, in die Ohren klingts prächtig, wenn man von einem Manne sagt: er hat Welt! er hat die grosse Welt gesehen! Und weil die Menschen einmal gewohnt sind, sich der Worte, wie des papiernen Geldes, zu bedienen, und mit denselbigen, wenn sie einmal gang und geb sind, andere zu bezahlen und sich bezahlen zu lassen, ohne sich um ihren innerlichen Werth zu bekümmern:

mern: so kanns wohl nicht schaden, wenn man zuweilen solche papierne Wörter etwas näher untersucht und auf die Probe stellt.

Große Welt – was heißt dieß? Die vornehmen, reichen und mächtigen Leute? oder ein gewisser Standpunkt der Welt, wo die thätigen Kräfte der Menschen in einer besondern Anstrengung sind und zusammenlaufen? Oder diejenigen Menschen, die vor andern beschäftiget sind, durch große Bewegungskräfte große Thatsachen und Würkungen hervorzubringen? – Oder ist die große Welt vielmehr etwas ganz kleines? – Wir wollens sehen.

Wenn die vornehmen, reichen und mächtigen Leute die grosse Welt sind: so geh ich zum ersten und besten Savoyarden hin, der mit seinem Kasten am Markte steht und seh mir um meinen Pfenning grosse Welt genug. Seh Herren und Damen, Könige und Fürsten, wie sie mit schönen, bunten und goldenen Jacken dastehen, mit ihren hölzernen

Kö-

Köpfen einander freundlich zunicken, nichts durch eigne Selbstkraft thun, sondern alles was sie sind, von außen sind — die, wenn man ihnen ihre Jacken auszieht und sie aus dem Kasten und unter dem Vergrösserungsglase weg rückt, unförmliche Stückchen Holz oder kleine Strohmännchen werden. — In allem Ernste gesprochen — Was sind die Sitten, die Ceremonien, die Gesellschaften, die Unterhaltungen der Vornehmen oft anderst, als maschinenmässige Zuckungen, nach einerley Tackt und nach einerley Richtung, ohne wenige, oder gar keine Thätigkeit der mächtigen Kräfte, die in dem Menschen verborgen liegen? — Etiquette soll Weltkenntniß seyn? So wenig ich den Mahler aus dem Geschnörkel der Einfassungen, oder den Dichter aus den Interpunktionen erkennen kann: eben so wenig kann ich die grossen menschlichen Kräfte, in ihrer Bewegung und Würksamkeit, aus all' dem todten Ceremoniel, und ewigen Hin- und Herweben kennen lernen. Der erhabne Sonnenflug des Adlers ist meinen Augen ein edles Schauspiel, und sollte ich ihn auch oft

aus dem Gesichte verlieren, aber das ewige Auf- und Niederflattern der späten Herbstmückgen ist ein ermüdender Anblick.

Fragt einem jungen Menschen, der ausgeflogen ist, die grosse Welt zu sehen, wenn er zurückkommt, was er gesehen? was er sich für Kenntniße des menschlichen Herzens erworben? was er für sein eigenes gethan hat? „O! wird er sagen, ich habe die Gnade gehabt, diesem oder jenem Fürsten und König den Rock zu küssen – ich habe mit der Gräfin von * * Triset gespielt – ich habe ein Festin, eine Illumination gesehen – ich habe – –" Im Grunde hat er nichts gesehen: denn wird ihm dieß alles zu einem bessern und edler Mann, zu einem brauchbarern Bürger oder Bürgerfreund, zu einem thätigern Rad in der grossen Maschine machen? Und das meiste, was er gesehen hat, hätte er auch zu Hause sehen können.

Und so verreisen viel ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

Der wahre Mensch ist an allen Orten, und in jedem Stande einerley. Wo der Mensch in der größten Thätigkeit zu den größten Würkungen ist, da ist die größte Welt. Und ich glaube immer, in dem gemeinen bürgerlichen Leben ist mehr Thätigkeit, als in den Häusern und Versammlungen der Vornehmen. Wo die meiste Natur ist, da ist auch die reichste Fundgrube für unsere Erkenntniß und Erfahrung. Die Natur ist immer in Würkung, und zugleich so abwechselnd, daß jeder Blick, der aufmerksam auf sie hingeworfen wird, mit neuen Schätzen der Erfahrung zurückkehret. Und wo wirst du mehr Natur finden: in den abgezirkelten Gesellschaften der Vornehmen, oder in dem gemeinen Bürger, der gerade zu geht und keine andere Bewegungskräfte, als die Kräfte seiner unverkünstelten Natur kennt?

Die Erziehung der Vornehmen ist meistentheils nicht Entwicklung der in dem kleinen Menschen liegenden Kräfte, sondern

fremder Zusatz, der oft seiner Natur so heterogen ist, als dem Glas die darauf geschmierten bunten Farben. Mag wohl den Augen mancher schön dünken. Allein, so wie das Glas dadurch eine von seinen wesentlichen Eigenschaften, die Durchsichtigkeit verliert; so verliert auch der Mensch dadurch manche von seinen moralischen Eigenschaften, die mit der Durchsichtigkeit eine grosse Aehnlichkeit haben. Der leidige Begriff, den man sich von Artigkeit und guten Sitten macht, und die doch oft im Grunde nichts anders, als Faseleyen oder höchstens erbettelte Gallicismen sind, hält jede Aeusserung der Naturkräfte für etwas unanständiges, giebt, so gut sich's thun läßt, jeder Empfindung eine andere Richtung, und macht den Text des bekannten Drama: je unnatürlicher, je besser, zu seinem Grundgesetze. — Wenn ich mich nun unter solchen verkünstelten Menschen befinde, und von ihnen das lernen soll, was ich zu meinem gesellschäftlichen und bürgerlichen Leben nöthig habe: so werde ich mir zwar gute Karrikaturen zu Lust-

spielen

spielen und andern historischen Gedichten abzeichnen können, aber wenig Muster, von denen ich sagen könnte: dir will ich nachfolgen!

Viel willkommner sind mir die meisten von denjenigen Menschen, die mir bey jedem Schritt, den ich bey meiner Wanderung durchs Leben thue, ungesucht aufstossen. Freilich nicht viel Erziehung, aber desto mehr Natur. Da finde ich keine, oder nur wenige Schminke. Ich finde bey jedem Blicke den Menschen, mit all seinen Leidenschaften, und Urtrieben. Indem ich ihnen nachspüre, finde ich ihre Ursachen und Richtungen, und wenn ich dieß alles mit Ueberlegung thue und nur etwas von der Kunst, allgemeine Begriffe und Regeln abzuziehen verstehe: so habe ich Kenntniß des Menschen im eigentlichen Verstande, nicht des geschminkten Unmenschen, der in den Augen seiner Brüder das seyn will, was er doch würklich ist, oder seyn sollte. – Hier gilt beynahe eben das, was ich von den Dramas, die nach französischen

Leisten zugeschnitten, oder nach deutscher Art und Kunst gemacht sind. In jenem sind Helden und Könige artige drechselte Püppchen, galant und komplimentenreich, die immer O! und Ach! ausruffen, und sich alle Mühe geben, den Lesern oder Zuschauern begreiflich zu machen, daß sie verliebt oder betrübt sind; in diesem sind es aber ganz ordentliche, natürliche Menschen, gut und böse untereinander, wie eben die Menschen sind, sie schwatzen keine bausbackigte Moral, sondern reden, wie Menschen in ähnlichen Vorfallenheiten reden würden, haben ihre Menschenkräfte und lassen diese handeln, und wer Natur hat und kennt, muß ihnen gut oder feind seyn, — weil sie so oder nicht so, wie er, denken und handeln.

So wie auf einem Theater alles geschmückt ist, oder wie sonst daselbst alles, was etwas seyn sollte, auf Kothurnen gieng: so schminkt sich auch noch jetzt ein jeder, der auf dem Schauplatz der grossen Welt eine Rolle spielen will, sollte er auch nur zu dem

stum.

stummen Gefolge gehören. Auf Kothurnen stolpert so alles einher; denn wer hätte sich nicht seiner natürlichen Grösse zu schämen? Das zu scheinen, was man nicht ist, oder das nicht zu scheinen, was man ist, wird ungefähr der erste Grundsatz derjenigen Kunst seyn, die man in der grossen Welt vorzüglich studirt. Hier das Streben der Kräfte nach Thätigkeit zu unterdrücken, dort den Leidenschaften einen Mantel umzuhängen, damit sie desto sicherer und ungestörter herumschweifen können, dort in einer kraftlosen Unthätigkeit stille zu sitzen, um sich desto bequemer von jedem Lüftchen, gleich einem Wetterhahn, herumwehen zu lassen, – dies sind ungefähr die wichtigsten Beyspiele, nach denen man sich in der grossen Welt modeln kann. Das wäre lang aus der Mode, wenn man mit allen seinen Meinungen und Gefühlen so gerade zu durch die Welt gehen wollte, wie z. E. ein Götz von Berlinchingen durchgegangen ist! Es sey keinesweg dem Rittergeiste jener unruhigen Jahr-

hunderte das Wort geredet; aber so kraft- und so saftlos wie jezt die Welt ist, sollte sie doch von Rechtswegen nicht seyn.

Auch in dieser Ruckficht finde ich wieder mehr Wirksamkeit, und mehr Streben der Kräfte unter den gewöhnlichen Menschen, als unter den Grossen und Vornehmen. Diese sind schon, so zu sagen, alles was sie sind, durch ihre Eltern und Vorfahren, und dürfen es nicht erst werden. Wie sehr muß nicht aber oft der gemeine Bürger die Kräfte seiner Seele oder seines Leibes anstrengen, um sich einige Stuffen höher heraufzuarbeiten, oder sich und seine Familie in einem gewissen Zustand der Ruhe und Behaglichkeit zu setzen? Seht jenen edlen Mann an, der in seinem Amte mit tausend Vorurtheilen umgeben ist, der, um seine Bestimmung und seinen Endzweck zu erreichen, tausend Hindernisse zu bekämpfen hat, der, um Recht zu thun, sichs tausendmal muß in die Ohren bellen lassen, daß er nicht recht thue – und sagt: ob nicht

hier die thätigen Kräfte in einer besondern Anstrengung sind? Warum soll es nicht der Mühe werth, nicht von einem grossen Nutzen seyn, den ganz gemeinen Arbeiter, der Weib und Kinder mit seinen zwey, oft schlecht bezahlten Händen zu ernähren, und die leztern noch dazu in der Welt anzustellen hat, zu beobachten, und von ihm zu lernen, wie man Gott vertrauen, fleißig arbeiten und mit wenigem zufrieden seyn kann? Ich wenigstens hab in der Werkstatt eines solchen Mannes oft weit mehr gutes gelernt, als in allen glänzenden Pallästen der Faulheit und des Ueberflusses.

Grosse und vornehme Leute bringen in der Welt nicht allezeit grosse Würkungen hervor. Oft ist all ihr Thun ein unveränderlicher Schlendrian, der heute und morgen das ist, was er gestern gewesen. Hergebrachtes Wesen, das wie das Pflügen immer in gerader Linie fortgeht. – Die Gesellschaften, und Assembleen und Bälle, auf die mancher Geck so stolz ist, wenn er

sie

sie beguckt hat, sind sehr schlechte Schulen des Witzes, des Verstandes und der Klugheit. Da hat mir immer folgendes Verschen wohlgefallen:

Die große Welt! die, dacht ich, möcht ich sehen!
Ich sah und was? Vergoldete Pygmäen
Mit Kartenblättern in der Hand.
Ich hörte – was? viel tausend Kleinigkeiten,
Viel Scherze, welche nichts bedeuten,
Nebst artgen Ungezogenheiten –
Mit einem Wort: die große Welt bestand
Fast meistentheils aus kleinen Leuten.

An die Begeisterung.

Du bists! ich bebe; höre das Rauschen
schon
Des schnellen Fluges. Furchtbar und won-
nevoll
Tönt es dem Aufruhr meiner Seele,
Strenge – beglückende Göttinn!

Wenn in der Hoheit himmlischer Schöne Du
Vor mir erscheinest; wenn mir Dein Feuer-
blick
Tief in die Seele blitzt und jede
Schlafende Kraft ihr erschüttert;

Wenn Deiner Stimme Ruf wie ein Sieges-
lied
Ihr schallt, Dein Arm mich schneller, ge-
waltsam fäßt,
Wie kann ich widerstehn, zu folgen,
Göttinn, wohin Du mich forderst?

Ich preiß ihn seelig, welchen Du oft besuchst,
Den Günstling, wenn ihm heiter die Wahrheit strahlt,
Und mächtig das Gefühl der Kraft ihm
Schläget im Schlage des Busens;

Und, wenn er sorgend, langsam im Labyrinth
Der ungewissen, dunklen Gedanken irrt,
Und oft Erscheinungen, der Wahrheit
Aehnlich, erblickt und getäuscht wird,

Dem Du, unsichtbar, immer zur Seite bist
Und ihn geleitest bis zu der Höhe hin,
Wo weit umher Dein Licht sich ausgießt,
Leuchtet, und wärmt, und entflammet;

Hin, wo Dein Quell rauscht, wehet und stürmt Dein Sturm,
Und wo Dein ewig grünender Lorbeer winkt,
Und wo in Sonnenhelle glänzet
Deiner Unsterblichen Name.

Doch schon', o Göttinn, Mächtige, scho-
ne mein!
Mir bebt die Seele! Wende den Flug von mir!
Ich höre schon sein furchtbar Rauschen!
Göttinn, mir bebet die Seele!

Wie gern, ach! eilt' ich, schneller von Dir
geführt,
Hinauf zum Lichtkreis, zu den Versamm-
lungen,
Wo Deutschlands Sänger in die Harfe
Tugend und Vaterland singen!

In ihre Chöre stimmt' ich, wie freudig! ein!
Denn dankend hört sie, preißt sie das Va-
terland,
Und ihr Verdienst ist ewig, ist noch
Tugend der künftigen Enkel.

Doch wende, Göttinn, wende von mir den
Flug!
O schone mein und meines leichtstürmenden
Gefühls, wenn andrer Pflichten Stimme
Ruft und zu folgen verbietet,

Auch

(Auch zu Verdiensten rufet, gebietet sie;
Zwar nicht wie Deine, glänzend und ruhmvoll, sind)
Daß ich, verreitzt, nicht unzufrieden
Hadre mit meinem Geschicke!

Num. 39.

Es geht alles ganz natürlich in der Welt zu.

Es hat mir allezeit jener Römer recht wohlgefallen, der, wie uns Plinius der ältere *) erzählt, nicht nur in Verdacht der Zauberey gerathen, sondern dieser verbottenen Kunst wegen auch vor Gericht angeklagt worden. Der ehrliche Mann hatte ein ganz kleines Stück Land, aus dem er aber einen weit größern Nutzen zog, als seine Nachbarn, die zehnmal so viel Land besassen, als er. Dieß gieng nun nicht natürlich zu; und weil noch überdieses der Neid mit seinen giftigen Augen auf ihn hinschielte: so war es richtig und ausgemacht, daß der Mann ein Hexenmeister seyn müßte. Er kam vor Gericht, um sich zu verantworten, und diese Verantwortung bestand darinnen, daß er

*) Im achtzehnden Buch seiner Naturgeschichte.

alle seine Ackergeräthschaften, seine starke und gesunde Tochter, und wohlgemästeten Ochsen mitbrachte. „Dieß, sagte er, sind meine Zaubermittel; meine schlaflosen Nächte und meinen vergossenen Schweiß aber kann ich nicht mit herbringen.„ –

Eine hübsche und lehrreiche Historie, die alle diejenigen Leute wohl beherzigen sollten, welche immer über das natürliche, das ihnen zu nächst vor den Augen liegt, wegschielen, und in den Dünsten, die über ihren Gesichtskreis hinausschweben, Wahrheit suchen wollen, und doch darinnen nichts als Phantomen, und optische Spielwerke und andere Wunderdinge erblicken.

Diese dem Menschen so natürliche Neigung hat die Welt mit so viel tausend Undingen, die Verhältniße der Dinge mit so viel tausend erträumten Ursachen und Würkungen und das Gehirn selbst mit so vielen abgeschmackten Vorurtheilen bevölkert, daß eine mehr als natürliche Würkungskraft dazu ge-

gehöret, den gesunden Verstand in diesem Stücke wieder in seine Rechte einzusetzen. Vielleicht ist's dem Genius eines bessern Jahrhundertes aufbehalten, was hundert Menschengeister, die alle den Verstand eines Leibnitzens und den Muth eines Thomasius hätten, nicht würden zuwege bringen können.

Wunderlich sollt' es einem freylich vorkommen, warum dem Menschen das unnatürliche so willkommen, und hingegen das natürliche so fremd und unerklärlich zu seyn scheinet; will man aber nur ein bißchen Beobachtungsgeist anwenden, so wird sich das Räthsel größtentheils auflösen. Ich glaub' auch nicht, daß sich diese Seuche eher heilen läßt, bis man die Ursachen derselben ein wenig kennen lernt. Beißende oder ätzende Spottmittel, ohne Verschonen und Rücksicht aufgelegt, bringen freilich, wo nicht die sicherste, doch die heilsamste Wirkung hervor. Weil ich mich aber nicht mehr recht damit abgeben kann: so will ich lieber so davon reden, wie ich nach meiner Erfahrung

und nach meiner jetzigen Laune davon reden kann.

Es mag nun entweder nur meine Grille seyn, oder würklich Grund haben – so heiter und klar ist der menschliche Verstand würklich noch nicht, wie einige glauben. Zwar weiß ich gar wohl, daß in einigen Ländern immer Nacht oder Dämmerung seyn muß, wenn in andern heller Morgen oder Mittag ist; auch weiß ich gar wohl, daß alle einzelne Köpfe eines Klima nicht gleich erleuchtet seyn können: aber wenn ich behaupten will, daß wir in ganz aufgeklärten Zeiten leben, in welchen die Macht der Wahrheit stärker und ausgebreiteter ist, als die Macht der Unwissenheit und Vorurtheile, so muß doch zum wenigsten derjenige Theil der Nation, von dem man vernünftige Einsichten fordern kann, nicht vor dem bleyernen Scepter der letztern sich beugen. – Aber da komm ich wieder über meine Grille zuweit aus dem Wege. Ich will also querüber einlenken und sagen, was ich gleich anfangs

hätte sagen sollen, daß die grosse Nacht der Unwissenheit und Vorurtheile, die noch immer so schwer auf dem größten Theil der Menschen liegt, eine ganz natürliche Ursache ist, warum man so vielen Begebenheiten in der Welt übernatürliche oder vielmehr unnatürliche Ursachen zuschreibt. Da meint der einfältige Mensch, wo er mit seinen spannenlangen Blicken nicht hinsehen kann, da höre auch die Kette der Ursachen und Würkungen auf. Die ächte Philosophie der barbarischen Jahrhunderte! Man hatte keine Kenntniß von den Gesetzen der Natur, und konnte nicht erklären, woher z. E. Windsbräute entstünden; was war also besser, als sie bösartigen Feyen oder Hexenmeistern zuzuschreiben? Die Kenntniß von den Bewegungen der Gestirne war sehr dunkel und mangelhaft; und da es bey solchen Umständen eine fast unmögliche Sache war, den unregelmäßigen Lauf eines Kometen zu berechnen: so war auch seine Erscheinung nichts anders, als ein Wunder, das noch dazu eine prophetische Gabe haben mußte. Könnte

man von den Erscheinungen der Elektricität nicht so ganz augenscheinlich und unwidersprechlich beweisen, daß sie durch Kräfte der Natur hervorgebracht würden: so wollt' ich zehn gegen ein's wetten, daß nächstens ein Doktor in einem gelehrten lateinischen Buche aus den Kirchenvätern und Erfahrungen der Pfaffen bewiese, daß die Elektricität ein Theil der Magie sey. Ich beruffe mich auf die Erfahrung! Man untersuche alle diejenigen Erscheinungen, sowohl in der Körper- als Geisterwelt, welche die Menschen gewohnt sind, übernatürlichen Ursachen zuzuschreiben: so wird man finden, daß, wenn anderst diese Erscheinungen wirkliche Fakta, und keine Träume oder Spizbübereyen sind, sie meistentheils solche Ursachen haben, die ausser dem Gesichtskreiße entweder der ganzen menschlichen Erkenntniß, oder eines einzelnen Individuums liegen, und eben deswegen, weil sie nicht können erkannt werden, verkannt oder in übernatürliche Kräfte verwandelt werden.

Die Fortsetzung folgt.

An

An Herrn L * z.

Der den sein Geist zu Sternen nie getragen,
Dem der Begeistrung Flamme nicht
Das Herz durchglüht, wie kann der sagen?
Dieß soll der Dichter, soll er nicht.

Mir gab einst mein Geschick für alles Schöne
Der reizenden Natur Gefühl,
Und eine Gottheit diese Töne
Für dich mein kleines Saitenspiel.

Da braucht man nicht ein langsam künstlich Weben,
Ein Anblick überrascht uns leicht –
Empfindung nur – kein ängstlich Streben –
Kühn, wie ein Wunsch der Seele steigt

Sey dann mein Lied, schnell werd' ich hingerissen
Und meine Laute schallt empor!
Der weis von keinen Hindernissen,
Der in Entzücken sich verlohr.

Mir wird es schwer, mit kaltem Blut zu denken
An das, was über Sonnen schwebt,
An Weisheit, an des Schicksals Lenken
Und den, der dieses All belebt.

Denn wo die Schöpfung jene reine Freuden
Verbreitet, die des Lebens Lust
Erhöhn, fand ich den Quell der Leiden
Und jedes Glücks in meiner Brust.

Laß Muse, bat ich, da laß dieß Vergnügen
Den Schmerz, der oft im Innern brennt,
Mich zeichnen, wenn in Mahlerzügen
Ein Sterblicher die Seele kennt.

Da gab sie, wo bey Gräbern hingegossen
Ich lag, wo jede Freude flieht;
Voll Mitleid, wenn die Zähren flossen,
Mir süße Wehmuth für mein Lied.

Sie war es, die in rauhen Wüsteneyen
Mir manches Veilchen blühen ließ
Und mir, von Paphos Zaubereyen
Entfernt, der Unschuld Würde pries.

Gefährdin meiner einsam süssen Stunden,
Durch keinen Schmuck, durch keine Kunst
Verschönert, für mein Herz gefunden,
Erhalte stets mir deine Gunst.

Ich will dich nimmer um des Ruhms Posaune
Lauttönende Gerüchte flehn. —
So kann bey gut und böser Laune
Mich niemand loben, niemand schmähn.

An Minna.

Als unsre Seelen noch die erste Jugend lebten,
Am schattenreichen, dämmernden Bach
Des Lebens und der Engel Liedern nach,
Die künftge Tugend in uns sangen, sanft erbebten;
Als noch die Weinenden kein mächtiger Ruf,
In dieses Leben rief, um sie die Hülle schuf:

Geliebte, waren sie in ahnendem Gefühlen,
Geschaffen für einander zu seyn,
Nicht, oft gesondert im Cypressenhain,
Schon damals sich vertraulich glückliche Gespielen? –
Was war es sonst, daß der gewaltige Trieb
So früh Dich mißte, mir, ach! mir so dauernd blieb? –

Mir kam zuerst der Ruf ins dämmernde Gefilde,
Der mich in diese Hülle berief.
Da mich des neuen Lebens Stimm ergrief,
Bliebst Du zurück. Voll Sehnsucht nach dem dunklen Bilde
Von Dir, klagt' ich; mein banger, dürstender Blick
Verlangte Dich, sah nicht sein künftig nahes Glück.

Wie

Wie sehnlich sucht' ich Dich! zeugt es, ihr Frühlingsfluren!
Ihr Blumen und Du einsame Nacht,
Die ich im Flehn mit nassem Aug durchwacht!
Und den bey Minna meine Klagen oft beschwuren,
Zu lernen und zu klagen zärtliche Quaal,
Bang Minna, Minna! riefst, zeug' es, du Wiederhall!

Wann Mädchen sich zum Lenz in frohen, muntern Chören
Versammleten, da spähte mein Blick
Auf ieder Wang', in iedem Aug und Blick,
Da lauschte leis mein Ohr den Silberton zu hören,
Der Minna mir verrieth; mit ängstlicher Lust
Sah, hört' ich – fand sie nicht den Wunsch der bangen Brust.

Kein

Kein Silberton, kein Aug mit sanften, süssen Blicken,
Kein frohes Wonnelächeln verrieth
Mir Minna, meinen Wunsch! Sie flieht, sie flieht
Den Treuen, Suchenden! ach! wird ihn nie beglücken!
Nie seine Zärtlichkeit vergelten! Allein
Wird er dem Gram sein ganzes Leben weihn!

So klagt' ich; Ach! da ward auf mütterlichen Schoose
Dein Aug zum süssen Lächeln Dir schon
Gewöhnt; Dein Mund zu diesem Silberton,
Der Liebe, Dich verschönt; zu meinem seelgen Loose
Dir zärtlichstes Gefühl gegeben; da wandt
Der besten Freuden Kranz für mich schon Deine Hand.

Da übte schon Dein Herz, mir Wonne zu bereiten
In ieder Tugend sich; Dein hoher Gesang
Strömt, in die Flur, prieß sie ihr an und zwang
Ihr Staunen und Bewundrung ab, goß Seeligkeiten
Ins Herz der Leidenden, und alles, so weit
Dein Lied erschallte, fühlt der Tugend Göttlichkeit.

Der Morgen brach heran. In seinen Dämmerungen,
An meines Freundes leitender Hand
(Mein Schutzgeist mir, vom Ewigen gesandt)
Eilt' ich ins schöne Thal. Was hört' ich da? Verschlungen
Ward ieder Thon! – Ach! Ahnung! Ahnung! Sie ists!
Ists nicht ein Himmlischer! – Du, meine Minna, bists!

O welch ein Morgen! – fern noch' tönten
Ihre Lieder.
Gott war, er war ihr hoher Gesang,
Des Lebens Gott, von dem die Harpf' er-
klang.
Von iedem Wiederhall tönt' heilig! heilig!
wieder;
Die Ehrfurcht und der Freude Schauer
durchdrang
Das Thal – das ganze Thal war Lust und
Lobgesang.

Ach! säh' ich Sie, wie würd ich Ihren
Blick ertragen,
Den Geist im hohen Blick! und doch lauscht
Und bebet Ihr bey iedem Blat, das rauscht,
Erwartung heiß entgegen! – Was werd ich
Ihr sagen,
Wann Sie erscheint! – Wann nun mein
Auge Sie sieht?
Mein Herz die Freude schwellt und meine Lip-
pe glüht? –

Da ist Sie! – Welch Gefühl in allen Ihren Blicken!
Das Thal erfüllet fröhliches Licht.
Der Himmel strahlt vom lächelnden Gesicht!
Und Güt', und Wonne nur, und schmelzendes Entzücken!
Und Zärtlichkeit und Liebe – Liebe! nur mir! –
Du schweigest, Minna; schweigst? Die Wange gleichet Dir?

Ists Morgenstrahl? Ists Lust? Ists Liebe, die die Wangen
Allmählig Dir mit Purpur bezieht?
Ach! liebst Du, Minna? liebst Du mich? – es sieht
Dein Blick zum Himmel auf, den Deine Töne sangen,
Reichst mir die Hand und sprichst: Mein Selid, mein Freund,
Gott läßt uns glücklich seyn! indem Dein Auge weint? –

Gott läßt uns glücklich seyn! – dieß war der
Wonnemorgen,
Der, Minna, Dich ins Leben gebahr,
Der Dich mir gab, mir neues Leben war!
Ich nehme meine Hand an meines Lebens
Morgen
Und zeugs, des Dankes Thränen zeugen es:
Dein
Ja Dein bin ich! Got läßt uns ewig glück-
lich seyn.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Kranke, oder die Geschichte einer guten Familie

Bd.: 3

Nürnberg (1775)

P.o.germ. 770-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113097-5
VD18 80275087-001